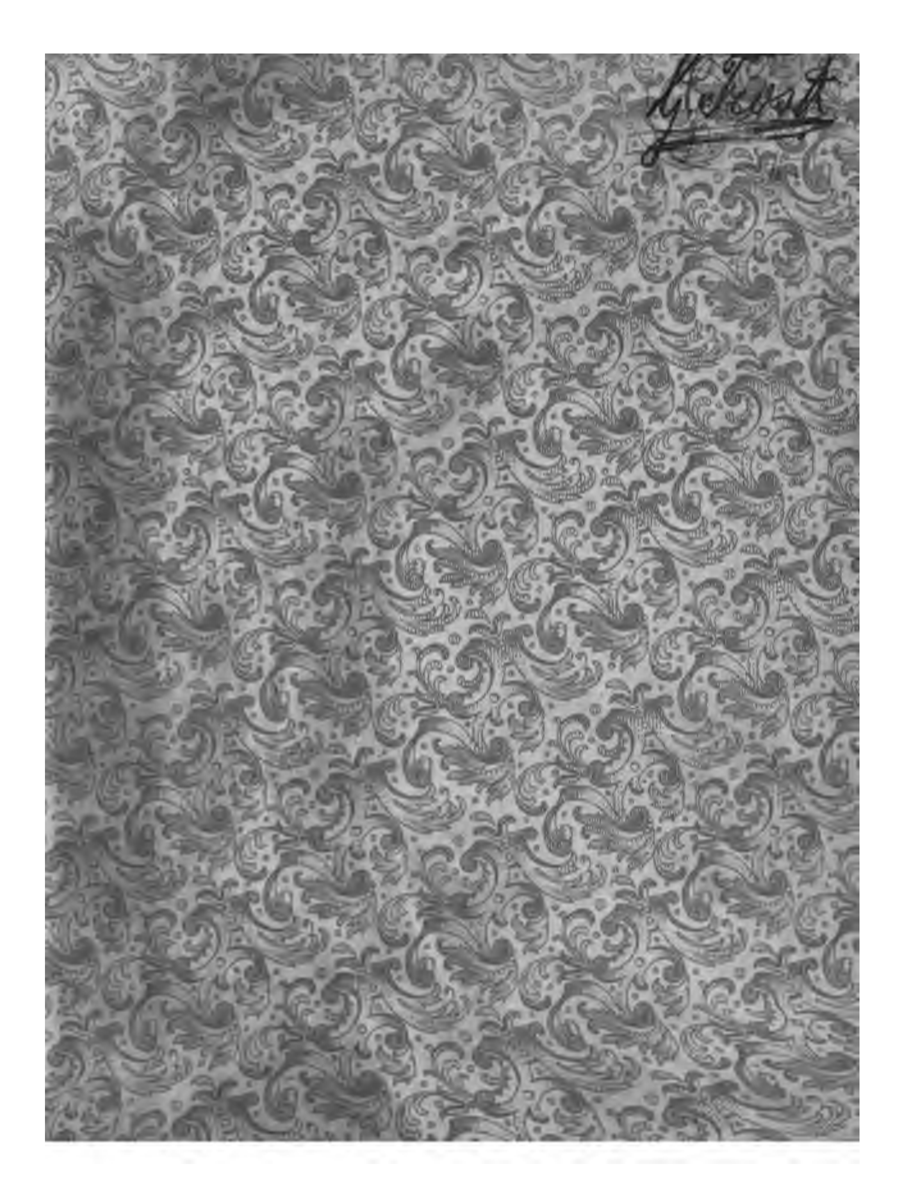
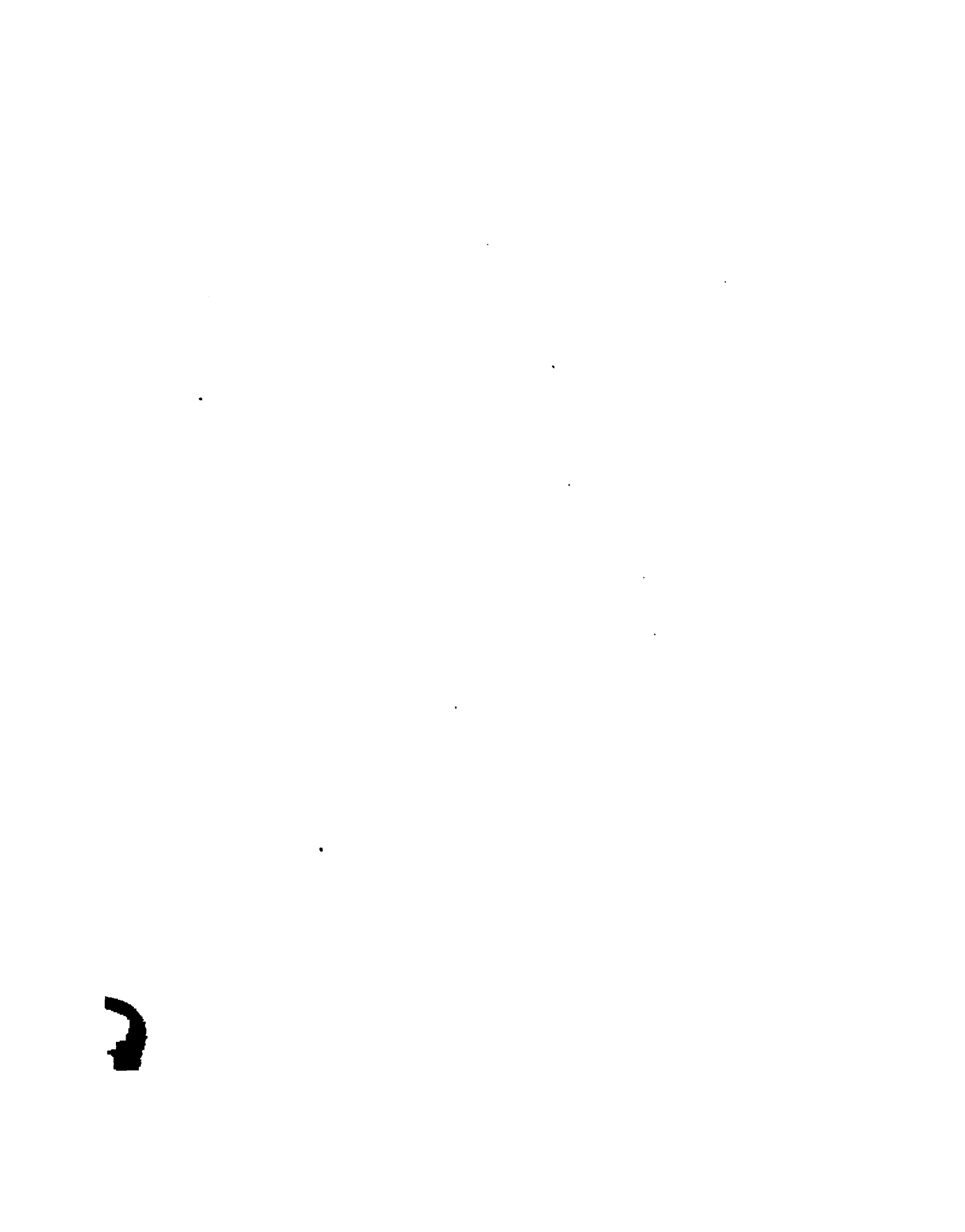

DD
219
.M7
K78
A 825,839
Moltke
von
Fedor v. Köppen


THE UNIVERSITY OF MICHIGAN LIBRARIES
1817





Helmuth von Moltke.



Moltke auf einem Spaziergang an der Siegessäule.

(S. 102.)

Graf Helmuth von Moltke.

Ein Lebensbild für Jung und Alt

von

Fedor von Köppen.

Illustriert von Richard Knötel.



Leipzig,
Verlag von Geibel & Brockhaus.
1895.

Inhalt.

Der Segen, welcher aus dem Leben und Schaffen der großen Männer ersprießt, denen wir die Macht und Größe des Vaterlandes verdanken, besteht nicht allein in den augenscheinlichen Erfolgen, welche die Geschichte verzeichnet, sondern auch in dem Einflusse, welchen ihr Beispiel und Vorbild auf ein jüngeres, nachstrebendes Geschlecht übt. In der Art und Weise, wie sich ihr Lebensbild in der Seele des Knaben spiegelt, liegt für diesen ein Hinweis, wie er selbst dereinst seine Kräfte zum Nutzen und Heile des Vaterlandes anzuwenden hat. - So gewinnt das Leben eines solchen großen Mannes für uns ein höheres Interesse. Was in den Lehrjahren seines Lebens der Knabe gelernt, was dem Jüngling als schönster Traum, als Ideal, vorgeschwebt, was er in des Lebens Wanderzeit versucht, geübt und erprobt, was endlich der gereifte Mann — oft erst in hohem Alter — in seinen Meisterjahren thatkräftig und bedächtig, „candide et caute," ausgeführt und vollendet hat, das fesselt uns mit unwiderstehlichem Reiz.

Unter den Männern, welche in neuerer Zeit sich besondere Verdienste um die sichere und feste Begründung unseres Deutschen Reiches unter dem erhabenen Kaiserhause der Hohenzollern erworben haben, sind es vorzüglich drei, deren Namen noch heute auf jedem Munde leben und deren Gedächtnis im dankbaren Herzen des Volkes niemals erlöschen wird. Es sind der Reichskanzler Fürst Bismarck, welcher durch seine einsichtsvolle und patriotische Leitung der preußischen Staatskunst die großen Ziele der deutschen Nation klar gestellt und ihre Erreichung auf dem einzig möglichen Wege vorbereitet hat, und welcher gegenwärtig auf seinem Landsitze Friedrichsruh in Lauenburg von den Mühen und Kämpfen seines bewegten und thatenreichen Lebens ausruht; ferner der (am 23. Februar 1879 zu Berlin verstorbene) Generalfeldmarschall Graf von Roon, welcher das alte Preußenschwert für den späteren Gebrauch unermüdlich geschliffen und geschärft, und der (am 24. April 1891 zu Berlin verstorbene) Generalfeldmarschall Graf von Moltke, welcher dasselbe als Feldherr im Dienste und an der Seite seines Königs und Herrn siegreich geschwungen hat. Mit dem Lebensbilde des letzten unter den drei Genannten wollen wir, mein lieber, junger Leser, uns in dem Nachfolgenden beschäftigen.

I.

Lehrjahre.

1800—1835.

---

1. Die Heimat, Land Mecklenburg.

Das Land Mecklenburg hat unserem großen deutschen Vaterlande seine edelste Frau und eine Anzahl tüchtiger Männer des Schwertes gegeben. Jene hochedle Frau ist die von den Preußen gleich einer Heiligen verehrte Königin Luise, Gemahlin des Königs Friedrich Wilhelm III. von Preußen und Tochter des Herzogs Karl von Mecklenburg-Strelitz, welche in einer tiefschmerzlichen und trüben Zeit für uns die Idee der reinsten Vaterlandsliebe verkörperte. Unter den Männern des Schwertes nennen wir vor allen den deutschen Kriegshelden aus den Befreiungskriegen (1813—1815), den preußischen Generalfeldmarschall Fürst Blücher von Wahlstatt, geboren den 16. Dezember 1742 zu Rostock in Mecklenburg-Schwerin, dessen Lebensbild

dem Leser aus einem der früheren Bände der „Neuen Jugendbibliothek“ bekannt ist.*)

Zu der Zeit, als Blücher noch nicht Feldmarschall und im Volksmunde auch noch nicht als der „alte Blücher“ bekannt war, aber doch schon sein 58tes Lebensjahr erreicht hatte, am 26. Oktober 1800, ward in dem mecklenburgischen Städtchen Parchim ein Knäblein geboren, welches dereinst dem alten Kriegshelden Blücher an Ruhm gleichkommen und in mancher Beziehung ihn vielleicht noch überholen sollte. Dies war der Sohn des Hauptmanns a. D. Freiherr Fritz von Moltke, welcher, nachdem er sich mit dem Fräulein Henriette Paschen, Tochter des Geheimen Finanzrats Paschen vermählt und sogleich darauf (1797) seinen Abschied aus dem preußischen Militärdienste genommen, sich zu Parchim im Ruhestande niedergelassen hatte.

Das ahnte freilich damals weder Vater noch Mutter, noch sonst jemand in der Welt, was dieses Knäblein, welches bei der Taufe (am 2. November) nach seinem Vatersbruder, dem zu Parchim in Garnison stehenden mecklenburgischen Hauptmann Helmuth

---

*) Siehe: Neue Jugendbibliothek, begründet von Ferdinand Schmidt, Band 7: Fürst Blücher von Wahlstatt. Leipzig 1893. Verlag von Geibel & Brockhaus.

von Moltke, den Namen Helmuth erhielt, dereinst für ein berühmter Mann werden würde. Der Vater schrieb selbst, 40 Jahre nach der Geburt Helmuths, in den „Erinnerungen aus meinem Leben, allein für meine lieben Kinder nach meinem Tode bestimmt“:

„Damals ahnte ich nicht, daß ich es nach 40 Jahren erleben würde, daß dieser Sohn meine Freude, mein Stolz und mein Wohlthäter werden würde, und daß diesem Kinde ein so seltener Lebenslauf bestimmt war, in welchem ihm so viele Gefahren gedroht haben.“ — —

Drei Jahre nach der Geburt des kleinen Helmuth verlegten seine Eltern ihren Wohnsitz nach Lübeck. Im Jahre 1806 kaufte sein Vater das adelige Gut Augustenhof in dem damals unter dänischer Krone stehenden deutschen Herzogtum Holstein. Er ließ daselbst ein Wohnhaus bauen, während Frau von Moltke mit den Kindern in Lübeck wohnte und nur dann und wann nach Augustenhof kam. Nach verschiedenen Unglücksfällen, welche die Familie betroffen hatten, namentlich nach einem großen Brande, dem die sämtlichen Wirtschaftsgebäude mit allen Vorräten zum Opfer fielen, entschloß sich der alte Herr von Moltke, um seine zahlreiche Familie unterhalten zu können, zum nochmaligen Eintritt in den Militärdienst, und zwar in die

dänische Armee, in welcher er bis zum Generallieutenant avancierte.

Man hat hieraus und aus dem Umstande, daß auch Helmuth — wie wir weiter unten des näheren hören werden — in dem dänischen Kadettenhause zu Kopenhagen erzogen wurde und einige Jahre in der dänischen Armee diente, die Folgerung ziehen wollen, daß das Vaterland unseres Helmuth von Moltke eigentlich nicht Deutschland, sondern Dänemark sei. Da aber das Land, in dem wir geboren sind und dem wir mit unseren besten Kräften angehören, auch für unser Vaterland gilt, so dürfen wir Deutsche Moltke nach seinem Geburtslande Mecklenburg mit vollem Rechte für uns in Anspruch nehmen, so wahr wie das Land Mecklenburg zum Deutschen Reiche gehört, und wir stimmen mit vollem Herzen ein in den Trinkspruch des Dichters E. Geibel:

„Stoßt an im Saft der besten Reben!
Stoßt an, Land Mecklenburg soll leben,
Land Mecklenburg mit Schwert und Pflug!
Die Perle gab es uns der Frauen
Und jenes Paar mit greisen Brauen,
Das unsers Ruhmes Schlachten schlug.

Schon weilt sie längst im Paradiese,
Die hohe *Königin Luise*,
Die Deutschlands starken Hort gebar;
Doch flammend steht in tausend Herzen,

Wie sie zur Zeit der Schmach und Schmerzen
Der Engel ihres Volkes war.

Und wollt ihr nach den Helden fragen,
Vom Marschall Vorwärts laßt euch sagen,
Dem blanksten Schwert des Vaterlands;
Die Welt durchschallten seine Siege,
Doch nie zu Rostock seiner Wiege
Vergaß der Held im Lorbeerkranz.

Den andern kennt ihr auch, den Alten,
Der hoch und ernst, die Stirn in Falten,
Ein Hüter wacht an Preußens Thron:
Das ist des Kriegsgotts Wagenlenker,
Das ist der kühne Schlachtendenker,
Der Schweiger Moltke, Parchims Sohn.

Stoßt an im besten Saft der Reben!
Stoßt an, Land Mecklenburg soll leben,
Land Mecklenburg mit Schwert und Pflug! ꝛc."

2. Im Vaterhause.
(1803—1811.)

Von Lübeck bewahrte die Phantasie des jungen Helmuth von Moltke ihre ersten Eindrücke. Die eigentümliche Bauart der alten Hansestadt mit den hohen, spitzigen Dächern, den treppenförmigen Giebeln, das mächtige, alte Holstenthor — sie standen noch lange vor seiner Seele.

Hier, in Lübeck, machte Helmuth im Anfange seines siebenten Lebensjahres die Bekanntschaft seines berühmten Landsmanns, des preußischen Generals der Kavallerie von Blücher. Derselbe hatte sich nach der Unglücksschlacht bei Jena (14. Oktober 1806) mit einem gesonderten Korps — um nicht in das Schicksal der preußischen Hauptarmee, die bei Prenzlau die Waffen streckte, verwickelt zu werden — nach der Niederelbe und dem Mecklenburgischen gewandt. Von verschiedenen Seiten her durch französische Heeresabteilungen gedrängt und verfolgt, warf er sich nach Lübeck, um hier in der reichen alten Hansestadt seinen Truppen einige Ruhe zu geben und sich von neuem mit den nötigsten Mitteln zu ihrer Unterhaltung, mit Brot, Geld, Lebensmitteln und Munition zu versehen. Am 5. November 1806 traf Blücher mit seinem 15000 Mann starken Korps in Lübeck ein; aber schon am Tage darauf erschienen circa 80000 Mann Franzosen vor der Stadt, um ihn daraus zu vertreiben. Die Fenster des Zimmers, in welchem der kleine Helmuth von Moltke mit seinen Bleisoldaten spielte, klirrten von dem Getöse des Straßenkampfes, unter welchem die Preußen bei tapferer Gegenwehr die Stadt räumten. Sie beabsichtigten anfangs, sich nach der kleinen Festung Travemünde zu werfen, wurden aber von allen Seiten umschlossen und zur Übergabe gezwungen.

Helmuth von Moltke war noch zu jung, um den stillen Ingrimm zu begreifen, und zu würdigen, mit welchem der alte Kriegsheld Blücher unter die Akte der Übergabe eigenhändig die Worte setzte: „Ich kapituliere, weil ich kein Brot und keine Munition besitze. Blücher.“ Er ahnte auch nicht, daß es ihm dereinst beschieden sein sollte, den alten Blücher zu rächen. Diese erste Begegnung mit den Franzosen war aber nicht dazu angethan, ihm Teilnahme für die Soldaten des ersten Napoleonischen Kaiserreichs einzuflößen, erfuhr er doch, wie übel sie in der erstürmten Stadt hausten, und mußte er doch Zeuge sein, wie sie sein Vaterhaus und die Wohnung seiner Eltern ausplünderten. Wenn er dann zu seinem Ärger hören mußte, wie die Deutschen trotz aller Tapferkeit in den meisten Schlachten den Heeren des Kaisers Napoleon unterlagen, so rächte unser junger deutscher Kriegsheld sich vorläufig dadurch, daß er beim Spielen mit seinen Bleisoldaten seinen preußischen Blauröcken, die in wenigen Schachteln Platz fanden, trotz ihrer Minderzahl, durch geschickte Aufstellung und Verwendung den Sieg über die in langen Reihen aufmarschierten französischen Rothosen gab, wobei die letzteren gewöhnlich einige Köpfe und Arme verloren oder doch einige Quetschungen davontrugen.

Wenige Monate nach diesem Besuche der Fran=

zosen in Lübeck kaufte der Freiherr von Moltke das Rittergut Augustenhof bei Kiel. Seine beiden Söhne Fritz und Helmuth brachte er in das Haus des Pastors Knickebein zu Hohenfelde, der ihnen eine treffliche Erziehung nebst Unterricht angedeihen ließ. Hier fand unser junger Helmuth Gelegenheit zu seiner ersten strategischen Leistung. Im Pfarrgarten befand sich ein kleiner Teich, in welchem Helmuth eine Insel baute, indem er wochenlang mit einer Kinderkarre Sand herzufuhr. Auf der Insel legte er mit seinen Spielgefährten eine kleine Schanze an, zu deren Ausrüstung der Vater ihm zwei kleine Kanonen schenkte. Ein Brett bildete die Verbindungsbrücke zwischen der Insel und dem Ufer. Helmuth und Fritz spielten mit den Zöglingen des Predigers und einigen Jungen aus dem Dorfe zusammen gerne Krieg. Helmuth führte die eine, Fritz die andere Partei. Dann setzte Helmuth seinen Papierhelm auf, schwang mutig sein selbstgeschnitztes hölzernes Schwert und stürmte mit seiner Schar gegen den Feind. Eines Tages schien er der feindlichen Übermacht erliegen zu sollen, er ward umzingelt und zur Übergabe aufgefordert, aber der kleine Feldherr lehnte jede Kapitulation ab und befahl seiner Schar den Rückzug nach der Inselschanze. Derselbe erfolgte in voller Ordnung über die Brücke. Nachdem Helmuth mit seinen letzten Kriegern die Brücke pas-

siert hatte, ließ er das Brückenbrett schnell fortziehen, so daß der Feind nicht nachdringen konnte. Dann wartete er mit seiner kleinen Schar kaltblütig den Sturm ab, der aber nicht erfolgte.

Der junge Helmuth wurde nie gefragt, was er werden wolle, sondern da der Vater Militär gewesen, so wurde als selbstverständlich angenommen, daß auch der Sohn die militärische Laufbahn einschlagen solle, und dies traf auch mit den Wünschen und Neigungen des Knaben zusammen. Da aber Holstein — obgleich ein deutsches Herzogtum — damals unter der dänischen Krone stand, so sollte Helmuth nicht preußischer, sondern dänischer Offizier werden. Hauptmann von Moltke brachte deshalb seine beiden Söhne Helmuth und Fritz im Herbst 1811 nach Kopenhagen, um sie der dortigen dänischen Landkadettenakademie zur Ausbildung für den Militärdienst zu übergeben.

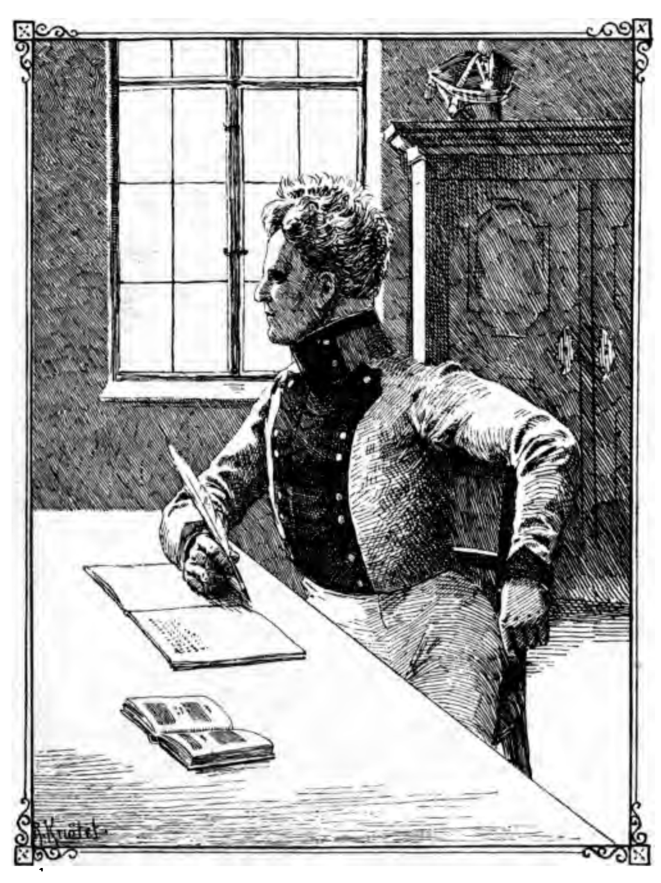
3. Im dänischen Kadettenhause zu Kopenhagen und in der dänischen Landarmee.

(1811—1822.)

Das einförmige Kasernenleben in der Kadettenanstalt zu Kopenhagen konnte dem lebensfrohen Knaben nicht behagen. Er selbst schreibt darüber, etwa fünfzig Jahre später: „Ohne Verwandte und Bekannte

brachten wir dort eine recht freudlose Kindheit zu. Die Behandlung war streng, selbst hart, und wir gewöhnten uns früh an Entbehrungen aller Art. Dankbar erinnere ich mich der einzigen Familie, die uns liebreich aufnahm. Der General Hegermann-Lindencrone besaß einen hübschen Landsitz nahe der Stadt, welcher der Tummelplatz unserer Knabenspiele an Sonntagen wurde mit drei Söhnen des Hauses, welche sich später in der dänischen Armee hervorgethan haben. Der Verkehr mit den edeln, feingebildeten Mitgliedern dieser Familie hat wohlthätig auf meine gänze Entwicklung gewirkt."

Der Unterricht in der dänischen Anstalt machte unserem Kadetten von Moltke insofern Schwierigkeiten, als derselbe in der dänischen Sprache erteilt wurde, deren Kenntnis er sich erst aneignen mußte. Dennoch machte er durch Fleiß und Ausdauer bei guten Anlagen solche Fortschritte, daß er von Jahr zu Jahr in eine höhere Klasse versetzt wurde. Eine recht freudige Überraschung muß es für die beiden Kadetten gewesen sein, als im Sommer 1813 der Vater nach Kopenhagen kam, um sie zum Ferienurlaub nach Augustenhof abzuholen. Die Reise war mit einiger Gefahr verbunden, denn auf dem großen Belt kreuzten die Engländer, welche sich damals mit Dänemark im Krieg befanden. So liefen die Reisenden



Helmuth von Moltke in der Landkadetten-Akademie zu Kopenhagen.

(S. 10.)

Gefahr, gefangen genommen zu werden, indem sie dicht unter einer feindlichen Brigg vorbeikamen. Da aber der Morgen noch nicht angebrochen war, entschlüpfte das kleine Fahrzeug glücklich, und sie kamen wohlbehalten, von Kiel zu Wagen, nach Augustenhof. Als die Mutter zur Begrüßung des alten Herrn von Moltke hinaustrat, hatten sich die beiden Knaben unter dem Spritzleder des Wagens versteckt. Vater und Mutter gingen nun ins Haus, und der Wagen fuhr in die Remise; die Brüder schlichen aber eilig von hinten in das Haus und standen, als die Eltern eintraten, bereits mit strammen militärischen Honneurs im Eßzimmer. Die Freude der Mutter wirst du, junger Leser, dir denken können, wenn du selbst einmal aus der Pension oder aus dem Kadettenhause mit einer guten Zensur zu den Ferien nach Hause kommst.

Die Zeit vergeht bei der Arbeit schnell und in den Ferien noch schneller. Beinahe acht Jahre an der Kadettenanstalt waren entflohen, und Helmuth von Moltke legte im Dezember 1818, nachdem er das Jahr vorher Page bei Sr. Majestät dem Könige gewesen war, seine Offiziersprüfung ab. Im Januar 1819 erhielt Helmuth von Moltke sein Zeugnis der Reife zum Offizier, welches folgendermaßen lautete:

„Abgangszeugnis der königlich dänischen Landkadetten-Akademie und Zeugnis der Reife zum Offizier".*)

„Seiner königlichen Majestät zu Dänemark ꝛc. ꝛc. bestallter Oberst und Kommandeur des königlichen Landkadetten-Korps Friedrich Glode du Plat, Kammerherr, Ritter des Danebrog und Danebrogsmann, thut hiemit zu wissen, daß Helmuth Karl Bernhard von Moltke, geboren in Mecklenburg, jetzt 18 Jahre alt, beim königlichen Landkadetten-Korps 7 Jahre 11 Monate als Kadett und Page bei dessen zweiter Kompagnie gestanden hat. In dieser Zeit hat genannter Helmuth Karl Bernhard von Moltke sich so betragen, wie es einem jungen Militär eignet und gebührt, welcher als Offizier in die Armee einzutreten wünscht, wozu er die notwendigen Eigenschaften besitzt. In dem mit ihm abgehaltenen Offizier-Examen hat er erhalten: 103 gute, 22 ziemlich gute, 6 schlechte Charaktere und sich damit den „besten"

---

*) Mitgeteilt in den „Gesammelten Schriften und Denkwürdigkeiten des Generalfeldmarschalls Grafen Helmuth von Moltke. Berlin 1892. Verlag von E. S. Mittler & Sohn. K. Hofbuchhandlung."

Charakter zur Entlassung zu den militärischen Subaltern-Chargen erworben. Seine Majestät der König hat infolge dessen ihm die Offiziers-Anciennität vom 22. Januar 1818 verliehen; er hat gleichzeitig das Pagen-Examen gemacht und dasselbe mit dem besten Charakter bestanden.

Die königliche Landkadetten-Akademie
den 1. Januar 1819.

gez. Glode du Plat."

Von dem Aussehen des achtzehnjährigen Jünglings Helmuth von Moltke giebt ein Jugendgenosse folgende Schilderung:

„Er war ein schlanker junger Mensch mit vollem, blondem Haar und gutmütigen, klaren Augen, von stillem, aber freundlich entgegenkommendem Wesen und treuherzigen, offenen Antlitzes, über dessen Mienen in unbewachten Augenblicken zuweilen ein Zug von verhaltener Wehmut flog. Sein eiserner Fleiß und sein energischer Wille schreckten vor keiner Aufgabe zurück und er wußte sie mit sicherer Hand zu erreichen. Bei seinen Kameraden stand er in hohem Respekte; er wußte dies auch, niemals aber machte er von seinem Übergewicht und Ansehen den geringsten Gebrauch. Mitteilsam im Verkehr, ernst und zurück-

haltend im Dienste und bei der Arbeit, beseelten ihn vorzugsweise ein unermüdlicher Pflichteifer und eine fast beispiellose Gewissenhaftigkeit."

So war Helmuth von Moltke, als er im Jahre 1819 von der dänischen Regierung als Lieutenant bei dem „Oldenburgischen Infanterieregiment," das seine Garnison zu Rendsburg hatte, angestellt wurde. Durch Pflichttreue und Anstelligkeit im Dienst erwarb sich der junge Offizier das Vertrauen und Wohlwollen seiner Vorgesetzten, insbesondere seines Regimentschefs, des Herzogs Leopold von Holstein-Beck, Vaters des jetzt regierenden Königs von Dänemark.

Die engen Verhältnisse der dänischen Landarmee, welche neben der Flotte stets als Stiefkind des Inselkönigreichs behandelt wurde und unter den europäischen Heeren eine untergeordnete Stellung einnahm, boten jedoch dem jungen Manne keine Befriedigung seines Ehrgeizes. Er sehnte sich nach einem größeren Wirkungskreise. Im Jahre 1821 reiste Helmuth von Moltke mit seinem Vater nach Berlin. Hier sah er zum erstenmal einen Teil der preußischen Armee, welche damals noch mit den frischen Lorbeeren aus den Befreiungskriegen geschmückt war und deren heldenmütige Führer — Blücher, Gneisenau, Bülow, York — die Bewunderung der Welt erregt hatten. Der Ein-

druck, welchen diese Armee auf den jungen dänischen Offizier machte, war ein so gewaltiger, daß er seitdem keinen lebhafteren Wunsch hatte, als zu derselben überzutreten. Er teilte diesen Wunsch seinem Regimentschef, dem Herzog von Holstein-Beck, mit und dieser unterstützte seinen Plan. So erbat und erhielt Moltke (5. Januar 1822) seinen Abschied aus der dänischen Armee. Das Abschiedszeugnis seines Regimentschefs bei seinem Austritt aus der dänischen Armee lautete wie folgt:

„Der königlich dänische Sekonde-Lieutenant Helmuth Karl Bernhard von Moltke, geboren in Mecklenburg, 21 Jahre alt, dient Sr. königlichen Majestät seit 1818, wo er mit den besten Zeugnissen das Kadettenhaus verließ, und steht seit 1819 als Sekonde-Lieutenant bei dem mir Allergnädigst anvertrauten Oldenburgischen Infanterie-Regiment. — Ich habe während seiner Dienstzeit nur Gelegenheit gehabt, ihn von der vorteilhaftesten Seite kennen zu lernen. Seine Aufführung war untadelhaft, seine Lust und Applikation zum Dienst ganz einem jungen Offizier von Ehrgeiz angemessen. Im militärischen Zeichnen hat er vorzügliche Fortschritte gemacht und durch Erlernung des Jägerdienstes bei der Regiments-Jägerkompagnie hat er sich für seine Karriere noch tauglicher gemacht. — So ungern ich diesen jungen Mann beim Regiment

verliere, so bereitwillig bin ich, ihm dies verdiente und gerechte Zeugnis zu geben, wenn es sein anderweitiges Fortkommen befördern kann.

Gottorp, den 20. Dezember 1821.

gez. Herzog zu Holstein-Beck.
Generalmajor."

4. Im preußischen Dienst.
(1822—1835.)

Mit guten Zeugnissen und Empfehlungen versehen, meldete sich der junge Moltke in Berlin zum Eintritt in die preußische Armee. Er mußte sich zu diesem Zwecke hier einer nochmaligen Prüfung vor der Obermilitär-Examinations-Kommission unterwerfen und wurde, nachdem er von der letzteren das „völlig unbedingte Zeugnis der Reife zum Offizier" erhalten hatte, als jüngster Sekondelieutenant in dem achten (Leib-)Infanterieregiment angestellt (im März 1822).

Seine erste preußische Garnison war Frankfurt a. O. Hier fand der junge Offizier in dem Hause des Generals von der Marwitz, des damaligen Kommandeurs der vierten Kavalleriebrigade, dessen Gemahlin eine geborene Gräfin Moltke war, wohlwollende Aufnahme. Der General war ein bekannter Militärschriftsteller. Moltke erzählt, wie er von dem strengen Herrn bei



Moltke als Sekonde-Lieutenant zu Frankfurt a. O.

(S. 16.)

einem seiner ersten Besuche eine Höflichkeitslehre empfangen, die er nie wieder vergessen habe. „Wenn man zum General ins Zimmer kam," schreibt Moltke, „fand man ihn gewöhnlich schreibend, er stand dann auf und drückte das samtene Käppchen auf das Geschriebene. Aufgefordert abzulegen, wollte ich den Degen ohne weiteres in die Ecke stellen, als ein ‚Im Vorzimmer, wenn ich bitten darf' mich rektifizierte."

Ohne eine Zulage von seinen Eltern, mußte der junge Offizier mit seinem Lieutenantsgehalt sich mühsam durchhelfen; aber je weniger er die Mittel besaß, um sich äußere Lebensgenüsse zu verschaffen, desto eifriger warf er sich auf wissenschaftliche Studien. Ausnahmsweise frühe erhielt er schon ein Jahr nach seinem Eintritt in den preußischen Dienst die Erlaubnis zum Besuche der allgemeinen Kriegsschule (der jetzigen Kriegsakademie) in Berlin. Die Vorträge des Majors von Canitz über Kriegsgeschichte regten ihn zum Studium der Feldzüge Friedrichs des Großen und Napoleons an. Durch die Vorträge des berühmten Geographen Karl Ritter über „vergleichende Erdkunde" ward in ihm die Lust erweckt, fremde Länder und Völker aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Außerdem hörte er mit Vorliebe Physik bei Professor Erman und befleißigte sich auf eigene Hand der Er-

lernung der neueren Sprachen, indem er das Honorar für den Unterricht in denselben durch große Einschränkungen von seinem Lieutenantsgehalt zu ersparen wußte. Das Schlußzeugnis Moltkes nach dem dreijährigen Besuche der Kriegsschule (vom Oktober 1823 bis zum Juli 1826) bezeichnet das Resultat seiner wissenschaftlichen Bestrebungen als „sehr gut." „Die am Ende des Kursus gewöhnliche praktische militärische Aufgabe" — heißt es weiter in dem Schlußzeugnis — „hat derselbe gut gelöset. — Seine Führung war tadellos." —

Wieder zu seinem Regimente nach Frankfurt zurückgekehrt, wurde Moltke (1827) als Lehrer an der dortigen Divisionsschule und im folgenden Jahre (1828) zum topographischen Bureau des Generalstabs und zu den Landesvermessungen in Schlesien und Posen kommandiert. Die Terrainaufnahmen standen unter der oberen Leitung des damaligen Chefs des Generalstabes der Armee Generallieutenant von Müffling, welcher dieselben sorgfältig durchzumustern pflegte. Müffling war einer von den Offizieren, deren man sich — wie Moltke sagt — „wenn man das Glück gehabt hat, mit ihnen in nähere Berührung zu kommen, sein Lebenlang mit aufrichtiger Hochachtung erinnert." Was Moltke unter Leitung dieses ausgezeichneten Offiziers, dessen Stelle dereinst einzunehmen er selbst berufen war, gelernt

hat, davon sind seine später im Stich erschienenen Kartendarstellungen von anderen Ländern und Gegenden, der Umgegend von Rom, von Konstantinopel und von Teilen Kleinasiens das beste Zeugnis.

Zum Schlusse der Dienstleistung im topographischen Bureau hatten die Offiziere noch gewisse taktische Aufgaben — d. h. Aufgaben, betreffend die Verwendung der Truppen verschiedener Waffengattungen, dem Terrain und dem Gefechtszweck entsprechend, — als Schlußprüfung zu lösen, wobei es nicht nur auf die richtige Lösung, sondern auch auf kurze und präzise Fassung ankam. Die gedrungene und logische Schreibweise des Chefs, der als Verfasser mehrerer anerkannt vorzüglicher militärischer Werke einen Ruf hatte, wurde dann auch von seinen Untergebenen gefordert. Wie sehr Moltke sich derselben befleißigt hat, ist aus seinen zahlreichen späteren Werken, insbesondere auch aus der unter seiner Leitung von der historischen Abteilung des Generalstabs herausgegebenen Darstellung der neueren Feldzüge von 1864, 1866 und 1870/71 zu erkennen.

Durch seine Leistungen auf der Kriegsschule wie im topographischen Bureau hatte Moltke sich die Anerkennung und das Vertrauen seiner Vorgesetzten erworben. Gleichzeitig erregte er aber auch die Auf-

merksamkeit einer hochstehenden Persönlichkeit, die auf die Gestaltung seines späteren Lebens den entscheidendsten Einfluß gewann. Es war dies kein anderer, als der Prinz Wilhelm von Preußen, unser nachmaliger deutscher Kaiser Wilhelm I. Wir geben hier wieder, was dieser in dem letzten Jahre vor seinem Tode einem bekannten Staatsmann erzählte.

„Es war in den zwanziger Jahren," erzählte Kaiser Wilhelm, „als ich einmal bei der Revue über ein brandenburgisches Regiment den Kommandeur nach dem Namen eines jungen, spindeldürren Offiziers fragte, bei dem mich der geistige Ausdruck der Physiognomie frappiert hatte.

„Das ist ein junger Herr von Moltke," war die Antwort, „der aus Dänemark zu uns herübergekommen ist." "

„Wenige Monate darauf wurden mir," fuhr der Kaiser fort, „zur Prüfung die Offiziersarbeiten aus jenem Regiment vorgelegt. Ich fand darunter eine Abhandlung über die Verteidigung von Kopenhagen, deren feine, durchdachte Ausführungen mich ungemein wohlthuend berührten. Als ich nach dem Namen des Verfassers sah, fand ich unter der Arbeit den Namen ‚Helmuth von Moltke' und erinnerte mich sofort, daß dieser junge Offizier mir bereits bei der Parade

aufgefallen war. Ich las nun die Arbeit noch einmal aufmerksam und übersandte sie dann mit einem eigenhändigen Vermerk dem Chef des Generalstabs."

Einige Monate später wurde Moltke unter Beförderung zum Premierlieutenant in den Generalstab versetzt. Prinz Wilhelm, unser nachmaliger deutscher Kaiser, war es somit auch, welcher seinem und unserem Moltke die Thore zu seiner späteren großartigen Laufbahn öffnete.

Die Dienstgeschäfte des Generalstabs während des Friedens bestehen in der Sammlung und Bearbeitung eines umfassenden kriegsgeschichtlichen und kriegswissenschaftlichen Materials, der Zusammenstellung von Nachrichten über die Einrichtungen und Veränderungen bei fremden Armeen, über die Gegenden, welche möglichenfalls die Kriegsschauplätze künftiger Kriege werden können, in der Vorbereitung aller Maßnahmen und Befehle, welche bei ausbrechendem Kriege in Wirksamkeit treten sollen u. s. w.

So vielseitig eine solche Beschäftigung ist, so mochte Moltke bei seinem hochstrebenden Geiste sich doch nicht mit der bloßen Federthätigkeit begnügen. Er wünschte vielmehr durch eigene Anschauung der Einrichtungen und Verhältnisse in fremden Ländern und Staaten seinen Gesichtskreis zu erweitern, seinen Blick

zu schärfen und seiner wissenschaftlichen Thätigkeit eine mehr praktische Grundlage zu geben.

Moltke nahm deshalb, (1835) zum Hauptmann ernannt, einen sogenannten „Königsurlaub“, um sich zur Befriedigung seines Wissenstriebes auf Reisen zu begeben. Er wählte jedoch nicht den gewohnten Weg der Reisenden, die breite Straße nach Paris und London, sondern sein nächstes Reiseziel war der Orient mit seinen Wundern und Märchen, mit seinen altklassischen Stätten und seinen Überlieferungen aus der ältesten Geschichte des Menschengeschlechts.

Die türkischen Zustände boten für die Europäer soviel Rätselhaftes und Wunderbares, daß Moltke sich unwiderstehlich angezogen fühlte, aus eigener Anschauung dasjenige kennen zu lernen, wovon er sich nach den Berichten und Karten früherer Reisenden nur eine unklare Vorstellung machen konnte. Dieser Zug war um so natürlicher, da gerade um diese Zeit die Angelegenheiten des Orients auch im Abendlande ein größeres Interesse in Anspruch zu nehmen begannen. Die Versuche des Sultans Mahmud II., das Staatswesen des Osmanischen Reichs aus dem Zustande der Erstarrung emporzureißen und — trotz des Widerstandes der zahlreichen Anhänger des Alten — mit dem Geiste europäischer Kultur zu beleben, verdienten die allgemeine Beachtung.

Mit dieser Orientreise beginnt die eigentliche Wanderzeit in Moltkes Leben, durch welche wir ihn wenigstens auf seinem Hauptwege begleiten wollen, wobei wir an den Hauptstationen auch mit ihm verweilen.





II.

Wanderjahre.

1835—1857.

---

5. Unter dem Halbmond.

(1835—1839.)

Im Herbst des Jahres 1835 sehen wir eine kleine Karawane, bestehend aus fünf Reitern und sieben Pferden, von den Pässen des Balkangebirges in das Thal des Tundscha niedersteigen. Vorauf reitet mit einem Handpferde der Wegweiser, ein Araber, dessen schwarzes Gesicht zu der weißen Winterlandschaft seltsam absticht. Ihm folgt der Surudschi (Pferdejunge) mit dem Packpferde an der Hand, darauf die beiden Hauptpersonen des kleinen Reisezuges, nämlich der Hauptmann im preußischen Generalstab Helmuth von Moltke und dessen Reisegefährte Baron von V., mit ihrem tatarischen Begleiter, welcher für Geld und gute Worte die Reisevorkehrungen, die Beschaffung der Pferde und Beförderungsmittel für Personen und Gepäck über=

nommen hat. Alle sind bewaffnet und führen in der Rechten den Kamtschik, eine lange Peitsche mit kurzem Stiel. Die Reise geht im Thal der Tundscha abwärts zunächst nach Adrianopel, wo ein kurzer Aufenthalt genommen wird, dann weiter gen Südosten.

Am achten Morgen nach ihrem Übergange über den Balkan sehen unsere Reisenden die Sonne hinter einem fernen Gebirge emporsteigen, an dessen Fuß ein Silberstreif sich hinzieht: „es ist Asien, die Wiege der Völker, es ist der schneebedeckte Olymp und der klare Propontis, auf dessen tiefem Blau einzelne Segel wie Schwäne schimmern. Bald leuchtet aus dem Meere ein Wald von Minarets, von Masten und Cypressen empor — es ist Konstantinopel."

Moltkes ursprüngliche Absicht war, nur etwa drei Wochen in Konstantinopel zu verweilen und dann über Athen und Neapel zurückzukehren; die Umstände fügten es jedoch, daß er volle vier Jahre (vom November 1835 bis September 1839) in der Türkei zubrachte. Was nämlich Moltke als preußischen Generalstabsoffizier von den türkischen Einrichtungen am meisten interessierte, war natürlich das Militärwesen. Einer seiner ersten Besuche bald nach seiner Ankunft in Konstantinopel galt daher dem damals allgewaltigen Seraskier (d. i. dem türkischen Kriegsminister) Mehmed Chosref Pascha, welchem Moltke durch

den preußischen Gesandten vorgestellt wurde. Der Seraskier hatte mit Moltke eine eingehende Unterredung über die preußischen Heereseinrichtungen, von welchen ihn namentlich die Landwehrverfassung interessierte; er bat ihn schließlich, seine Ansichten über die Einführung einer der Landwehr ähnlichen Einrichtung in der türkischen Armee in einer Denkschrift niederzulegen. Moltke entledigte sich dieses Auftrags sehr schnell. Seine Denkschrift wurde ins Türkische übersetzt und dem Sultan vorgelegt. Gleichzeitig hatte sich Moltke durch die geschickte Ausführung einer Aufnahme des Terrains zu beiden Seiten des Bosporus in das Vertrauen des Großherrn gesetzt.

Sultan Mahmud II., welcher damals an der Umgestaltung des türkischen Heerwesens arbeitete und sich zum Kriege gegen einen mächtigen Vasallen, den Pascha von Ägypten, rüstete, der sich von der türkischen Oberherrschaft loszusagen trachtete, war so erfreut über diese Arbeiten des preußischen Offiziers, daß er ihn nicht nur einlud, seinen Aufenthalt in der Türkei zu verlängern, und ihm demgemäß einen längeren Urlaub bei dem Könige auszuwirken versprach, sondern daß er an die preußische Regierung gleichzeitig das Ansuchen richtete, ihm noch einige andere Offiziere von den Talenten und Kenntnissen wie Moltke zu

senden, um ihm bei der Durchführung der befohlenen militärischen Reformen beizustehen.

Moltke sah darauf infolge dieses Gesuches zu seiner großen Freude noch drei preußische Kameraden in Konstantinopel ankommen, nämlich die Hauptleute Baron von Vincke-Oltendorf und Fischer vom Generalstab und von Mühlbach vom Ingenieurcorps. Der Sultan wünschte diese Offiziere seinen Generalen in Kleinasien als Ratgeber für den bevorstehenden Feldzug beizugeben und bestimmte die Hauptleute von Moltke und von Mühlbach, zu denen später noch der Hauptmann Laue vom preußischen Ingenieurcorps kam, in das Hauptquartier des Hafiß-Pascha, des Oberbefehlshabers der sogenannten „Taurusarmee", zu Messre bei Charput abzugehen. Moltke reiste im März 1838 mit seinem Kameraden von Mühlbach von Konstantinopel ab, landete in Samsun, dem nächsten Hafen des Schwarzen Meeres an der Nordküste von Kleinasien und setzte von hier die Reise auf dem Landwege in starken Tagereisen bis nach dem ihm angewiesenen Ziele Messre bei Charput fort.

Er fand Hafiß-Pascha in einem hohen, mit Balken eingedeckten Zimmer, dessen Fußboden mit grauem Tuche überzogen und dessen Fenster mit Papier verklebt waren. An den Wänden hingen Waffen, und auf den Sofas lag eine Menge von Briefen, in

Stückchen Musselin eingewickelt und mit rotem Wachs geschlossen. Tische, Stühle, Schränke und andere Geräte waren nicht vorhanden, dagegen stand eine große Anzahl von Offizieren und Dienern mit über den Leib verschränkten Armen, ehrerbietig schweigend, da. Der Pascha saß mit untergeschlagenen Beinen auf einem Tigerfelle an der Erde. Er grüßte die eintretenden Fremdlinge mit einer leichten Neigung des Hauptes, winkte ihnen, sich gleichfalls niederzusetzen, und sagte nach einer Pause, daß sie ihm willkommen wären. Nach einigen Fragen über die Reise und nachdem der Kaffee eingenommen war, wurden sie entlassen. Der Diwan-Effendi, d. i. der den preußischen Offizieren von dem Seraskier mitgegebene Begleiter, blieb zurück, um dem Pascha seine Briefe und mündlichen Aufträge zu bestellen. Dieselben mochten wohl sehr schmeichelhaft für die beiden Preußen lauten; denn am folgenden Morgen sandte der Pascha ihnen vier prächtige arabische Hengste zum Geschenke und kam bald darauf selbst, ihnen seinen Besuch zu machen.

Da die Frage über Krieg und Frieden in Konstantinopel noch nicht endgültig entschieden war, so bestand die nächste Verwendung, welche Hafiß-Pascha von den seinem Hauptquartiere zugeteilten preußischen Offizieren machte, in Erkundungsreisen nach der syrischen Grenze, an welcher der Pascha von Ägypten sein Heer

versammelt hatte. Gleichzeitig rüstete er zu einem Kriegszuge gegen die Kurden, welche wegen des harten Steuerdrucks und der oft grausam betriebenen Werbungen zum Militärdienste in Auflehnung gegen die türkische Herrschaft waren.

6. Die Expedition nach dem Euphrat und Tigris.

(1839.)

Moltkes nächste Aufgabe war eine Rekognoszierung (d. i. Auskundschaftung für militärische Zwecke) des mittleren Laufes des Euphrat, jenes Stromes, welchen die Bibel unter den vier Flüssen des Paradieses nennt und welchen die größten römischen Imperatoren als die Grenze ihres Reiches bezeichneten. Auf halsbrecherischen Gebirgswegen erreichte Moltke das auf einer Felsenspitze ragende alte Schloß Gerger. Von hier ging es den Euphrat hinab über Samsat, das alte Samosata, nach Kumkaleh, wo der Euphrat den östlichsten Punkt seines Laufes erreicht und früher von einer Brücke überspannt war. Einen großen Reiz auf den Reisenden übten die hier noch überall sichtbaren Trümmer aus der Römerzeit.

„In einer sternenhellen Nacht,“ so erzählt Moltke, „stand ich auf den Trümmern des alten Römerschlosses

Zeugma (oder Sigma bei Kumkaleh). Der Euphrat glitzerte tief unten in einer felsigen Schlucht, und sein Rauschen erfüllte die Stille des Abends. Da schritten Cyrus und Alexander, Xenophon, Cäsar und Julian im Mondenschein vorüber; von diesem selben Punkte hatten sie das Reich der Chosroes jenseit des Stromes gesehen und gerade so gesehen, denn die Natur ist hier von Stein und ändert sich nicht. Da beschloß ich, dem Andenken des großen Römervolkes die goldenen Tropfen zu opfern, die sie zuerst nach Gallien gebracht und die ich von ihres Reiches westlicher Grenze bis zur östlichen getragen. Ich schleuderte die Flasche von der Höhe hinab, sie tauchte, und glitt den Strom entlang, dem indischen Weltmeere zu. Sie vermuten aber sehr richtig, daß ich sie vorher geleert hatte; ich stand da wie der alte Zecher —

„— — trank letzte Lebensglut
Und warf den heiligen Becher
Hinunter in die Flut.
Ich sah ihn stürzen, trinken
Des Euphrat gelbe Flut,
Die Augen thäten mir sinken —“

Ich trank nie einen Tropfen mehr. Die Flasche hatte einen Fehler gehabt: sie war die letzte gewesen.“ —

Von Kumkaleh begab sich Moltke noch weiter südlich nach Biredjik, einem mit uralten Be-

festigungen versehenen Platze am linken Ufer des Euphrat, der von hier ab schiffbar wird.

Weiter ostwärts folgte Moltke der einzigen, engen und schlechten, aber fahrbaren Straße durch die Steinwüste über Urfa, das alte Edessa, nach Diarbekr. Von hier unternahm er eine Erkundung des Tigris und seiner Ufer bis Mosul. Er benutzte zu dieser Stromfahrt ein Floß von der eigentümlichen Art, die schon zu Cyrus Zeiten üblich war. Vierzig bis sechzig zu Schläuchen aufgeblasene Hammelhäute werden unter ein leichtes Gerüst von Baumzweigen in vier oder fünf Reihen so zusammengekoppelt, daß das Floß vorn etwa acht, hinten achzehn Schläuche breit ist; darüber werden etwas Laub, dann eine Matte und Teppiche gebreitet, und so fährt man gemächlich den Strom hinab. Ein solches Floß oder „Kelek“ hat eine außerordentliche Tragfähigkeit. Es biegt sich wie ein Fisch und nimmt die Gestalt der Welle an, auf welcher es schwimmt; es schadet ihm nicht, wenn es, mit Wasser überschüttet, momentan untergeht, und das gewaltsame Anrennen gegen Klippen und Felsspitzen zerreißt höchstens einen oder ein paar Schläuche. Bei der Schnelligkeit der Strömung sind die Ruder nicht nötig, um vorwärts zu kommen, sondern nur, um das Fahrzeug zu lenken, es mitten in der Bahn zu erhalten und gefährliche Wirbel zu vermeiden. Auf diese Weise

legte Moltke den 88 Meilen weiten Weg von Diarbekr bis Mosul in 3½ Tagen zurück. Ein kleines Abenteuer, welches leicht hätte verhängnisvoll werden können, erzählt Moltke selbst wie folgt:

„Am Ostertage, als wir Dschesireh verließen, war die Sonne hervorgebrochen und durchwärmte unsere erstarrten Glieder. Eine halbe Stunde unterhalb der Stadt lagen die Trümmer einer Brücke, und ein Pfeiler derselben verursachte bei hohem Wasserstande einen gewaltigen Strudel. Alle Anstrengung der Ruderer half nichts, unwiderstehlich zog diese Charybdis unsere kleine Arche an sich; wie ein Pfeil schoß sie in den tiefen Schlund hinab, und eine hohe Welle ging über unsere Köpfe fort. Das Wasser war eisig kalt, und als das Fahrzeug, ohne umzuschlagen, im nächsten Augenblicke schon harmlos weiter tanzte, konnten wir das Lachen über die traurige Gestalt nicht zurückhalten, welche jeder von uns zur Schau trug. Das Kohlenbecken war über Bord gegangen, ein Stiefel schwamm nebenher, und jeder fischte nach einer Kleinigkeit im Strome. Wir landeten auf einem Eiland, und da unsere Mantelsäcke ebenso durchnäßt waren, wie wir selbst, so blieb nichts übrig, als uns auszuziehen und die gesamte Toilette, so gut es gehen wollte, an der Sonne zu trocknen. In geringer Entfernung, auf einer anderen Sandbank, saß ein Schwarm Pelikane,

die, als wollten sie uns verhöhnen, ebenfalls ihr weißes Gewand sonnten; plötzlich merkten wir, daß unser Floß sich aufgemacht hatte und auf und davon schwamm. Der eine Aga stürzte sich sogleich ins Wasser und erreichte es noch glücklich, sonst wären wir im Naturzustande auf der wüsten Insel zurückgeblieben." —

Von Dschesireh tritt der Tigris wieder in die Ebene und entfernt sich von dem hohen, prachtvollen Dschüdidgebirge, auf dessen leuchtenden Schneegipfeln, nach der Volkssage, Noah mit seiner gemischten Gesellschaft während der Sündflut seine Zuflucht gehabt haben soll.

In Mosul hatte Moltke das Ziel seiner nassen Tigris-Expedition erreicht und trat nun auf einem andern Wege seine Rückreise in das Hauptquartier des Hafiß-Pascha an.

Dieser hielt es für nötig, seine Taurusarmee am Südfuße des Taurusgebirges in einem Lager zusammenzuziehen, und wünschte, für diesen Zweck zu erfahren, ob der Euphrat bei seinem derzeitigen hohen Wasserstande als Verkehrsstraße für Truppen und Gütertransporte zu benutzen sei. Er ersuchte Moltke, daraufhin eine neue Rekognoszierung des Euphrat zu unternehmen.

Der hohe Wasserstand machte die Fahrt mit einem Kelek von der oben beschriebenen Konstruktion um diese

Jahreszeit (April 1839) äußerst gefahrvoll. Die Moltke von seiner früheren Rekognoszierungsfahrt bekannten Stromschnellen waren jetzt zu vernichtenden Wasserfällen geworden, vor denen öfters das Floß auseinander genommen werden mußte, um eine Strecke weit zu Lande weiter getragen zu werden. Bei stockfinsterer Nacht kamen die Reisenden völlig durchnäßt in Telek an. Hier aber erklärte der türkische Ingenieuroberst und die übrigen türkischen Offiziere, welche Moltke als Reisebegleiter beigegeben waren, daß sie nun genug hätten. Auch der Aga und der Ruderer weigerten sich, am folgenden Morgen die Reise fortzusetzen. Es war jedoch nicht Moltkes Art, eine Sache nur halb zu thun. Er forderte kurzweg den Aga auf, seinen Platz auf dem Fahrzeuge zu nehmen, falls er nicht gebunden zum Pascha zurückgeschickt sein wolle. Das Kelek stieß nun vom Ufer und ging pfeilschnell davon; eine Stunde Weges wurde in 15 Minuten zurückgelegt, aber wie! — „Der Euphrat, welcher oberhalb Telek 250 Schritt breit war, verengte sich zu 100, zu 80 und weniger Schritten, die ganze gewaltige Wassermasse stürzte nun durch diesen Trichter und über die Felsblöcke steil hinab, wodurch so gewaltige Strudel und Wellen entstanden, daß an einigen Stellen Wassergarben von 5 Fuß Höhe senkrecht emporstiegen, während zu beiden Seiten die Flut schnell und, als ob sie siedete, dahin schoß; die Wogen schlugen buchstäblich

auf unsere Köpfe nieder und das Floß war zuweilen ganz und gar unter Wasser. Aber die Hammelhäute arbeiteten sich beständig wieder empor, und die Gefahr war nur, bei dem steilen Auf- und Absteigen über die hohen, kurzen Wellen, umzuschlagen. An ein Rudern war nicht zu denken, zwei der Ruderer fielen über Bord, sie waren aber mit Stricken festgebunden, und das Kelek ging wohl eine drittel Wegstunde nach Gutdünken fort, wurde dann seitwärts in einen Strudel gerissen und drehte sich ein dutzendmal um und um. Die Ruder wurden nun wieder mit aller Anstrengung gebraucht und das Fahrzeug näherte sich dem Ufer. Der Aga machte mit augenscheinlichster Lebensgefahr, wie Wilhelm Tell, einen Satz aus dem schwankenden Fahrzeuge auf eine Felsenklippe, dort fiel er nieder, wandte sich nach der Kaaba und gelobte ein Lamm als Kurban (Opfer) zu schlachten."

Trotz dieser Gefahren gab Moltke die Hoffnung nicht auf, die Stromschnellen mit dem Kelek zu überwinden; er bot den beiden Kelektschi (Ruderer) einen Beutel, wenn sie mit ihm allein den Versuch wagen wollten, bis Gerger, unterhalb der Wasserfälle, weiter zu fahren, aber — „nicht um Venedig!" So blieb denn nichts übrig, als umzukehren. Moltke hatte durch diese Rekognoszierung die Überzeugung gewonnen, daß es unmöglich war, den Euphrat zu dieser Zeit

für militärische Transporte zu benutzen, und stattete dem Pascha bei seiner Rückkehr dahingehenden Bericht ab.

Hafiß-Pascha mußte nun für seinen Vormarsch nach Biredjik, welches er seiner Taurusarmee zum Vereinigungspunkte und Sammelplatze bestimmt hatte, die zum Teil mit tiefem Schnee bedeckten Wege über den Taurus einschlagen, welche namentlich der Fortschaffung des Geschützes große Schwierigkeiten entgegensetzten. Im Lager von Biredjik hatte darauf die türkische Armee einige Zeit Ruhe, da man von beiden Seiten Bedenken trug, die Feindseligkeiten zu beginnen. Benutzen wir diese Ruhe, um mit Moltke von der Höhe der Verschanzungen aus, die das Lager umgeben, die malerische Landschaft mit dem türkischen Lager zu überblicken.

„Unten im Thale des Euphrat erhebt sich die Stadt aus 4000 Zelten, die vordere, schnurgerade Straße ist eine Viertelmeile lang, der gewaltig angeschwollene Strom krümmt sich um drei Seiten des Lagers; jenseits erhebt sich an der weißen Felsenwand Biredjik mit seinen Mauern und Trümmern, Moscheen und Gärten, und über alles ragt das seltsame Schloß Kala-Beda empor. Hunderte von beladenen Kamelen, je 25 unter dem Vortritt eines Esels, steigen langsam die Berge hinab; hoch auf dem vordersten

sitzt ein Araber, der mit zwei Pauken verkündet, daß er Mehl, Zwieback und Reis dem Lager zuführt, kleine Flotten von Flößen aus Hammelfellen eilen den Strom hinab, um Holz, Stroh und andere Bedürfnisse zu bringen, zahlreiche Herden von Schafen und Ziegen hüpfen an den Thalgängen und Tausende von Pferden stehen angefesselt in den Gerstenfeldern. Die Bajonette, die Lanzen und Kanonen blitzen in der Sonne, und von allen Seiten erschallen Trompeten und Hörner; dort zerren Hunderte von Soldaten einen uralten 36=Pfünder, welcher einst Bagdad beschossen, den Hügel hinan, hier schaufeln und hacken andere Hunderte in der harten Erde, um Schanzen aufzuwerfen. Vor den Zelten wimmelt es von Menschen: der eine backt Brot, wie man Eierkuchen macht, indem er einen braunen Fladen auf einer Scheibe von Eisenblech über einem Feuer von Kamelmist breitet, der andere wäscht sein Hemde, dieser putzt sein Gewehr, jener flickt seine Schuhe und alle rauchen den Tschibuk. Mitten durch das Gewühl zieht ein Regiment Spahis auf Vorposten und blickt stolz auf die irregulären Reiter herab, die mit 14 Fuß langen Rohrlanzen und in der alten prächtigen Tracht ihre arabischen Hengste tummeln.“ —

7. Sayd-Bey-Kalessi.

Sogleich nach seiner Rückkehr von der Tigris-Expedition schloß Moltke sich einem Kriegszuge der Türken gegen die Kurden an. Einer der mächtigsten und gefürchtetsten Kurdenfürsten war Sayd-Bey. Derselbe hatte bereits seit fünf Jahren der Pforte den Gehorsam verweigert, keine Steuern gezahlt, keine Truppenaushebungen gestattet und mit großer Eigenmächtigkeit geschaltet. Gegen diesen wurde jetzt ein Corps von 3000 Mann türkischer Linientruppen mit 48 Geschützen zusammengezogen, dessen Führung Mehmet-Pascha übernehmen sollte. Bei der Annäherung dieses Corps waren die meisten Kurden von ihrem Fürsten abgefallen; Sayd-Bey selbst warf sich mit 200 Vertrauten in seine feste Burg in den kurdischen Bergen, um hier weiteren Trutz zu bieten.

Sayd-Bey-Kalessi, d. i. die Burg des Sayd-Bey, lag auf einer etwa 350 Meter hohen Felsklippe, die nur nördlich mittels eines scharfen, ungangbaren Grats mit der noch ganz beschneiten Hauptmasse des Gebirges zusammenhing. Östlich und westlich war es von tiefen Felsschlünden umfaßt, die sich an der Südseite in ein Thal vereinten. In diesem Thale lagerten die türkischen Truppen. Das Schloß selbst erschien vollständig isoliert, nur ein schmaler Saum-

pfad wand sich in endlosen Zickzacks bis zu den Türmen und Mauern hinauf. Die Wege im Thale wurden von den Zinnen des Schlosses beherrscht; jenseit der Schluchten erhoben sich zwar östlich und westlich die Felsen bis zu fast gleicher Höhe mit der Burg, sie waren aber so schroff und oben so scharf, daß es kaum möglich schien, dort Batterieen zu errichten.

Da zu der Zeit, als Moltke in dem türkischen Lager eintraf, die Ankunft Mehmet-Paschas noch erwartet wurde, so benutzte Moltke diese Pause, um in Begleitung eines Aga die Burg zu rekognoszieren und den Angriffsplan zu überlegen.

„Als ich gegen Mittag um eine Felsecke ritt," berichtet Moltke, „und das weiße stattliche Schloß in solcher formidablen Höhe über mir und so weit entfernt von allen umliegenden Höhen erblickte, da drängte sich mir die Bemerkung auf, daß vierzig entschlossene Männer hier wohl einen sehr langen Widerstand leisten könnten. Es sind aber glücklicherweise 200 Männer darin, und das ist gut für uns, denn einmal essen zweihundert mehr als vierzig, und dann findet man leichter 40 als 200 entschlossene Leute. — — Kanonen hat die Festung nicht, aber die Wallbüchse ist eine für die Verteidigung nicht zu verachtende Waffe. Als ich mit einem stattlichen Schimmel erschien, pfiff auch gleich

eine Kugel durch die Blätter des Nußbaums, unter welchem wir hielten.“ — —

Als Mehmet-Pascha in dem Lager eintraf, konnte Moltke ihm bereits eine Aufnahme der Umgegend rund um die Burg, sowie einen Plan zum Angriff auf die letztere vorlegen. Der Plan ging dahin, die sämtlichen Wurfgeschütze auf die östliche Höhe zu bringen, nach welcher Seite das Schloß geöffnet war und ein weites Ziel bot, die schweren Kanonen hingegen auf die westliche Höhe hinaufzuschaffen, um von hier aus, wenn die Garnison das Bombardement der ersten Batterie aushielt, an der einzigen für Infanterie zugänglichen Stelle des Schlosses Bresche zu legen.

Dieser Angriffsplan wurde vom Pascha genehmigt, und nachdem die Unterhandlungen mit Sayd-Bey zu keinem Ergebnis geführt hatten, schritt man zu seiner Ausführung, die freilich mit großen Schwierigkeiten verbunden war. Vor jedes Geschütz wurde ein halbes Bataillon gespannt, die anderen gingen vorher, hieben Bäume um, wälzten riesenhafte Steine aus dem Wege, die donnernd in die Kluft stürzten, oder hoben die Räder über Blöcke, die nicht weichen wollten; nach sechs Stunden Arbeit standen zwei Wurfgeschütze auf der östlichen Felsenspitze. Noch schwieriger war das Hinaufschaffen der schweren Geschütze auf die westliche

Felsenklippe, da man zu dieser nur auf einem weiten beschwerlichen Umwege gelangen konnte, der wieder über eine Höhe von circa 200 Metern führte, die eine äußerst steile Böschung hatte, teilweise aber ganz schroff und durchweg mit Geröll und Felsstücken überschüttet war.

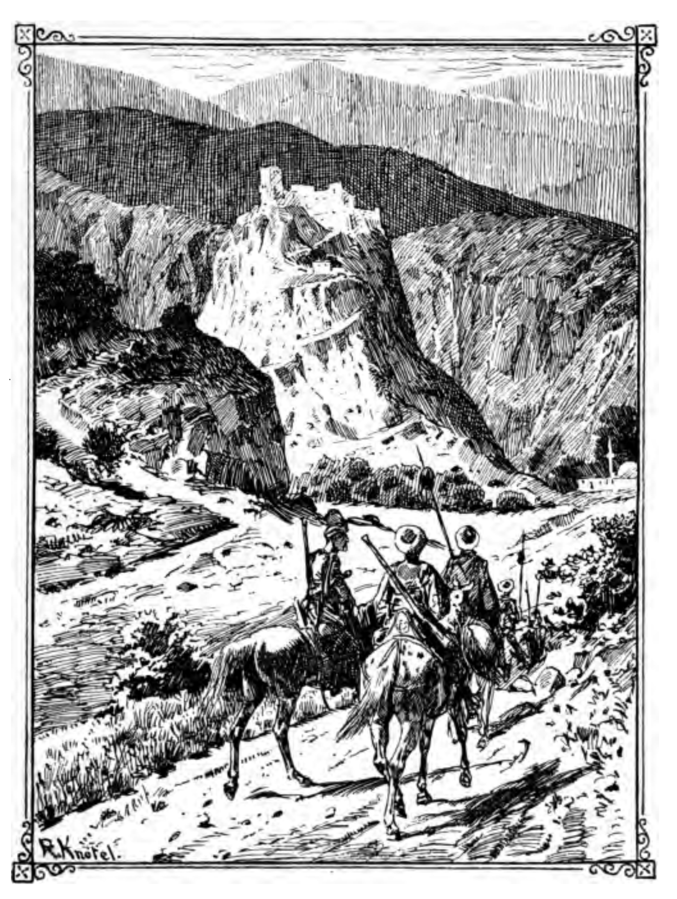
Am 9. Mai früh wurde das Feuer von beiden Felsenspitzen aus gegen das Kurdenschloß eröffnet; der Feind zeigte indessen eine feste Haltung. Schossen die türkischen Kanoniere vorbei, so wurden sie mit lautem Geschrei verspottet.

Dem Pascha ging es jedoch auf diese Weise zu langsam. Moltke übernahm es, zu dem Gipfel, auf dem das Schloß lag, hinanzusteigen und zu spähen, wie man der Burg mit Minen beikommen könne, d. h. wie man sich mit unterirdischen Gängen der Burg nähern und Pulverladungen unter das Mauerwerk derselben legen könne, um Teile desselben in die Luft zu sprengen. Er nahm einen Kurden-Aga als Führer, zwei Kapitäns und zwei Lahumdschi oder Mineurs zu seiner Begleitung mit. Die verbündeten Kurden hatten sich bereits in der Nähe der feindlichen Feste eingenistet und einer Menge kleiner Türme, verschanzter Höhen und anderer Punkte bemächtigt, welche die Zugänge zur Hauptfestung deckten und auf den ersten Blick fast unzugänglich schienen. Ein solcher Punkt

war der Gipfel gerade hinter dem Schlosse, welcher Moltke der günstigste für die jetzige Unternehmung schien. Moltke ging mit seinen Begleitern unten westlich am Schlosse weg und kletterte in einer Schlucht 600 bis 700 Fuß in gerader Linie in die Höhe, bis er das Schloß in einer Entfernung von 240 Schritten vor sich sah. Er verbarg sich mit einigen Kurden hinter einem Felsenvorsprung, von welchem sich bis zum Fuße des Kastells eine 100 Schritt breite, und von wenigen kleinen Unebenheiten unterbrochene Ebene breitet. Jenseit derselben erhob sich die unflankierte, mit Zinnen gekrönte Mauer, hinter deren Scharten man die Wachen auf und ab schreiten sah.

Bei Tage war nicht gut weiter vorzudringen, und mit der Nacht stieg der Vollmond in seiner südlichen Klarheit über den Bergen empor. Moltke lag noch mit etwa vierzig Kurden hinter dem deckenden Felsvorsprung. Als auf dem Schlosse droben Stille eingetreten war, lief er mit seinen Begleitern schnell und gebückt über die Ebene, etwa hundert Schritte bis zu einigen Steinhaufen, hinter denen sie sich niederknieten. Nachdem dies unbemerkt geschehen, huschten sie weiter bis zu einem letzten deckenden Steinblock, welcher nur noch 25 bis 30 Schritte vom Fuße der Mauer entfernt war.

Nun kam die Reihe an den Mineur, bis an den



Moltke erklimmt das Schloß des Sayd-Bey.

(S. 42.)

Fuß der Mauer vorzugehen und die passende Stelle zur Anlegung der Mine zu suchen. Dieser — ein armer Rajah, den man gezwungen hatte, sein friedliches Handwerk als Steinarbeiter mit dem Kriegsdienst als Lahumdschi zu vertauschen, — ließ sich durch Zureden und die Aussicht auf gute Belohnung zur Ausführung des Wagnisses bewegen. Als soeben der Vollmond hinter einer Wolke verschwunden war, kroch der Lahumdschi mit einem Kurden vorwärts. Die anderen hinter dem Steinblocke blickten ihm mit gespannter Aufmerksamkeit nach, nur die Köpfe über den Stein erhebend. Dreißig Gewehre lagen im Anschlag, um loszufeuern, sobald sich ein Arm über der Zinne biegen sollte. Nach etwa zehn Minuten kehrten die beiden mit dem Bericht zurück, daß sie überall Fels und nirgend Erdreich oder die kleinste Höhle am Fuße der Mauer gefunden, welche einen Mann decken könnte.

So blieb denn nichts übrig, als behutsam wieder den Rückweg anzutreten, aber kaum hatte der kleine Trupp zwanzig Schritt rückwärts gemacht, so blitzte es von den Zinnen der Burg, und die Kugeln schwirrten ihm über die Köpfe fort. Stolpernd und ohne Zeitverlust ging es nun über das Geröll und Gestein in das Thal hinab, und das Tirailleurgefecht, das sich entzündet hatte, spielte zu Häupten der Zurückgehenden von Felsen zu Felsen weiter.

Moltke machte nun dem Pascha den Vorschlag, am folgenden Abend eine einfache Vorrichtung in Anwendung zu bringen, nämlich ein tragbares Dach aus starken Bohlen, welches die Kurden an die Mauer legen und unter dessen Schutz der Lahumdschi seine Arbeit beginnen sollte. Derselbe sollte aber die Minenöffnung nicht in den Fels, sondern sogleich in die Mauer hineintreiben; demnächst sollte ein Faß Pulver in das Loch gelegt werden, um, so gut es eben gehen wollte, eine Bresche zu sprengen. Der Pascha genehmigte diesen Plan; ehe derselbe jedoch zur Ausführung kommen konnte, hatte Sayd-Bey Verhandlungen wegen Übergabe der Burg angeknüpft.

Der Besuch des Lahumdschi so unmittelbar unter den Mauern der Burg hatte dem Befehlshaber und der Besatzung doch Besorgnis erregt. Sayd-Bey erbot sich zur Übergabe der Burg und wollte seinen Sohn als Geisel für den Frieden stellen, verlangte jedoch freien Abzug für die Besatzung und sich selbst. Die Antwort des Paschas lautete: „Nein, er soll selber kommen!“

Darauf erbot sich Sayd-Bey durch seinen Abgesandten, das Schloß mit allem, was darin war, zu übergeben. Der Pascha aber schüttelte kaltblütig das Haupt: „Nein, er soll selber kommen!“

Da entschloß sich der Kurdenfürst zu dem schweren Gange.

Der Pascha saß in seinem großen Zelte, die Regiments- und Bataillonskommandeure zu beiden Seiten; auch Moltke war herbeigerufen worden. Draußen vor dem Zelte standen die Hauptleute. Ein Zug von Kurden bewegte sich langsam den steilen Berg herab, und eine halbe Stunde später stieg der Bey vor dem Zelte vom Rosse. Er war ein großer, schöner Mann mit ausdrucksvollem Gesicht, seine kleinen Augen blitzten in der Versammlung umher, aber sein Gesicht war vollkommen ruhig. „Wenn ich bedachte," schreibt Moltke, „daß er ein schönes Schloß, in dem er eben König war, mit einer Menge von Reichtümern auslieferte, und daß er nach allen bisherigen Vorgängen keineswegs ganz sicher sein konnte, ob er seinen Kopf zum Zelte wieder hinaustragen werde, so konnte ich nicht umhin, die leichte, sichere Haltung zu bewundern, mit welcher er auf den Pascha zuschritt und die Bewegung des Handkusses machte."

Mehmet-Pascha war mit allen Offizieren aufgestanden und erwiderte den Gruß. Sayd kam nicht um Gnade flehend — diese wird dem Überwundenen nicht gewährt —, sondern er bot „Ray" oder Freundschaft, die man von dem annimmt, welcher Feindschaft zu üben noch die Kraft hat. Die Antwort des

Paschas konnte nur aus einem Winke bestehen, welcher einem der Offiziere galt und soviel bedeutete, als dem überwundenen Häuptling den Kopf vor die Füße zu legen, oder welcher die friedliche Aufforderung an den Diener bedeutete, ihm Kaffee und Pfeife darzureichen.

Der Pascha winkte — die Friedenspfeife wurde gebracht. Sayd-Bey ließ sich zwischen dem Pascha und Moltke nieder, und die Unterhaltung wurde nun in kurdischer Sprache und mit einer Zwanglosigkeit geführt, als ob es sich um eine soeben beendigte Schachpartie handelte.

„Ich habe dich wohl bemerkt,“ sagte der Kurdenfürst zu Moltke, „du erschienst auf allen Höhen, bald vor, bald hinter dem Schlosse und hattest ein merkwürdiges Instrument bei dir, welches wohl sehr gefährlich sein mag. Ich habe deshalb mein Feuer darauf richten lassen und viele Kugeln danach gesandt.“

Moltke mußte herzlich lachen; denn der Bey meinte mit diesem gefährlichen Instrument nichts anderes als — seinen kleinen englischen Patent-Meßtisch, den er allerdings auf allen Höhen rings um die Burg zur Aufnahme derselben aufgepflanzt hatte.

Drei Tage lang stiegen Rauch und Flammen von dem hohen Felsen empor, der Sayd-Bey-Kalessi trug; dann stürzten mit lautem Gekrach die letzten Trümmer des großen Turms in die Tiefe hinab. Mehmet-

Pascha hatte Befehl gegeben, die Burg einzuäschern, und freilich war diese harte Maßregel nötig; hätte man das Kastell einem Aga übergeben, so würde dieser bald dieselbe Rolle gespielt haben, wie vorher Sayd-Bey. —

Mit dem Falle Sayds war übrigens der Widerstand der Kurden noch nicht völlig gebrochen. Nordwestlich von Kurdistan liegt ein Gebirgsland, welches mit reichen Dorfschaften, Feldern, Bäumen und Bächen ausgestattet ist und mit dem Gesamtnamen Charsan bezeichnet wird. Diese Gegend war bisher noch allen türkischen Armeen unzugänglich geblieben. Die Einwohner zahlten keine Steuern und ließen sich zu keinem Militärdienste zwingen. Um dieses Land der Pforte zu unterwerfen, wurde eine große Expedition ausgerüstet. Durch Kurdistan zog Mehmet-Pascha mit seinem Korps; von Diarbekr brach Hafiß-Pascha selbst mit einer ansehnlichen Macht auf; auch die befreundeten Kurdenfürsten waren aufgefordert worden, an diesem Zuge gegen Charsan teilzunehmen. So sollte Charsan rings umschlossen und von allen Seiten zugleich angegriffen werden. Man rechnete die Gegner auf 30000 Gewaffnete, es fehlte ihnen aber aller Zusammenhang, kein Führer stand an ihrer Spitze, kein Schloß, keine Festung gab ihrem Widerstande nachhaltige Kraft.

Moltkes Mitwirkung in dem Corps Mehmet-Paschas kam während dieses Zuges gegen die Kurden in Charsan vorzüglich bei der Einnahme des Dorfes Papur zur Geltung, vor welchem Hafiß-Pascha bereits mit Verlust zurückgeschlagen worden war. Das Dorf lag in einem tief eingeschnittenen Gebirgsthale, am Fuße einer steilen Felswand. Die Einwohner waren nicht geflohen, sie standen vielmehr auf den flachen Dächern ihrer Häuser, feuerten schon aus der Ferne auf ihre Angreifer und riefen, sie sollten nur näher kommen. Moltke schlug dem Mehmet-Pascha auf sein Befragen vor, mit Tirailleurs das Dorf links zu umgehen, wo ein Hügelrücken und Bäume Deckung gewährten, dann die hintere Felswand zu ersteigen, und von oben herab das Dorf zu stürmen, wodurch den Verteidigern jeder Rückzug genommen wurde.

Mehmet stimmte diesem Plane bei. Die Tirailleurs gingen unverzagt vor. Bald standen die Angreifer den Einwohnern über den Köpfen. Ein Hagel von Kugeln vertrieb die letzteren von den flachen Dächern, und mit Schrecken sahen sie ihren Rückzug bedroht. Jetzt ging es mit „Allah! Allah!“ in das Dorf hinab; viele Flüchtlinge wurden mit dem Bajonett niedergestoßen, andere entkamen auf Umwegen. In vielen Häusern wurde der Kampf fortgesetzt. Zuletzt hielt sich nur noch ein Haus; hier wurde noch mehrere Stunden

lang mit der wütendsten Verzweiflung Widerstand geleistet; der Häuptling hatte sich mit seiner Fahne hineingeworfen. Für ihn gab es keine Rettung mehr, er hatte keine Gnade zu hoffen und wollte nur sein Leben teuer verkaufen; durch dieselben Fensteröffnungen schoß man hinein und hinaus.

Moltke, welcher schon seit einigen Tagen unwohl war, hatte dem Gefechte zu Maulesel beigewohnt und war während des Häuserkampfes zu Hafiß-Pascha geritten, der demselben von einem kleinen Hügel zusah. Dorthin brachte man die Trophäen und Gefangenen; Männer und Weiber mit blutenden Wunden, Säuglinge und Kinder jeden Alters, abgeschnittene Köpfe und Ohren — alles wurde den Überbringern mit einem Geldgeschenke von 50 bis 100 Piastern bezahlt. Hauptmann von Mühlbach wusch den verwundeten Gefangenen die Wunden aus und verband sie, so gut es gehen wollte. Er machte auch später den Pascha in freimütiger Sprache auf die Folgen aufmerksam, welche das System des Kopf- und Ohrenabschneidens notwendig haben mußte. Wenn auch der Pascha deshalb einige Augenblicke verletzt war, so hatten doch die Vorstellungen der preußischen Offiziere die Folge, daß fortan manchem Unwesen gesteuert und in der Kriegführung mehr Menschlichkeit geübt wurde, „soweit“ — sagt

Moltke — „Menschlichkeit von Baschi-Bozuks sich überhaupt erwarten läßt“.

Mit dem Gefechte bei Papur hatte der Krieg in Charsan im wesentlichen sein Ende erreicht. Die Reste der Kurden warfen sich in die Berge oder flehten um Gnade.

8. Die Schlacht bei Nisib
am 24. Juni 1839.

Der Krieg gegen Ägypten war seit Anfang des Jahres 1839 in Konstantinopel beschlossene Sache. Im Juni hob Hafiß-Pascha das Lager bei Biredjik auf und bezog mit der Taurusarmee ein neues Lager, etwa 4 Meilen weiter östlich, bei Nisib, welches er sogleich verschanzen ließ.

Moltkes Lagerzelt steckte in einem Granatwäldchen, überragt von mächtigen Nuß- und Aprikosenbäumen; Tausende von Granaten glühten in den lichtgrünen Blättern, die Nachtigallen — hier „Andelib“ genannt — schlugen in den Zweigen, und kleine Chamäleons kletterten in den Stämmen auf und ab. Aber auch an garstigem Gewürm, an Taranteln und Schlangen fehlte es nicht. Die Schildkröte schob sich schwerfällig durch das Gras und Tausende von Johanniswürmchen funkelten in der Finsternis. Moltke mußte sein Zelt hüten, weil die im Lager herrschende

Ruhrkrankheit ihn befallen hatte. Dies war ihm gerade um diese Zeit um so unangenehmer, weil in dem Hauptquartier des Hafiß-Pascha manches gegen seinen Rat und gegen seine Meinung geschah, was der Kranke nicht zu verhindern vermochte.

Bisher war nämlich das Verhältnis Moltkes zu dem türkischen Befehlshaber ein durchaus befriedigendes gewesen. Moltke bewies dem letzteren diejenige achtungsvolle Rücksicht, welche der preußische Offizier gegen einen Vorgesetzten von so hohem Range zu nehmen gewohnt ist. Der Pascha dagegen wußte die Einsicht und Arbeitskraft seines preußischen „Müsteschars" (d. i. Ratgebers) sehr wohl zu schätzen, er achtete den überlegenen Geist und legte seinem Rat und Urteil ein besonderes Gewicht bei. Dies wurde aber anders, seitdem der Einfluß der Mollahs (d. i. mohammedanischer Priester) im Hauptquartier sich geltend machte. Diese hatten sich nämlich zu Dutzenden im Lager eingefunden, nicht etwa, um hier ihres Amtes zu warten, sondern weil nach türkischem Gesetze die Hinterlassenschaft der im Kampfe fallenden oder im Lazarette sterbenden Krieger ihnen als Erbe zufällt, auf welches sie nun lauerten. Diese Mollahs wußten in dem Pascha den orientalischen Dünkel zu nähren, mit welchem dieser die Ratschläge seines preußischen Müsteschars oft ohne vernünftige Gründe zurückwies,

und bestärkten ihn in seinem starrsinnigen Widerstande gegen dieselben.

Moltke hielt die Stellung der Türken bei Nisib nicht für vorteilhaft genug, um in derselben den Angriff des Feindes, welchen Ibrahim-Pascha, der Oberbefehlshaber des ägyptischen Heeres, vorzubereiten schien, abzuwarten, er schlug vielmehr vor, sich in die frühere feste Stellung bei Biredjik zurückzuziehen. Diese Stellung hatte nach den Begriffen der europäischen Kriegskunst allerdings den Fehler, ganz ohne Rückzug zu sein. Aber gerade diesen Fehler rechnete Moltke bei den Verhältnissen in der türkischen Armee, die zur Hälfte aus zwangsweise eingestellten, stets zum Abfalle geneigten Kurden bestand, als Vorteil an; denn „jeder, auch der letzte Kurde sah," sagt Moltke, „daß er dort standhalten oder untergehen müsse. Von Umgehung war dort nicht die Rede, beide Flügel lehnten an den Euphrat, die Front war mit guten Verschanzungen versehen, hinter uns hatten wir ein festes Schloß mit ungeheueren Vorräten, vor uns eine glacisartige Ebene, auf der unsere Fouragierungen dem Feinde auch nicht einen Grashalm gelassen hatten."

Aber auf alle Vorstellungen hatte Hafiß-Pascha den Einwand, daß jeder Rückzug schimpflich sei.

„Der Entschluß zum Rückzuge auf eine vorteilhafte Stellung," entgegnete Moltke, „in der wir uns

bis auf den letzten Mann zu schlagen gedenken und zu siegen hoffen, ist nicht nur keine Schande, er ist ehrenvoll.“ —

Der Pascha beharrte auf seinem Willen. Moltke beobachtete durch sein Fernglas, daß der Feind Anstalten traf, um die türkische Stellung bei Nisib in ihrer linken Flanke zu umgehen und meldete dies dem Pascha. Hafiß sah längere Zeit durch sein Glas und sagte dann mit verlegenem Erstaunen: „Du hast recht. So ist es. Ne japalym?“ (Was ist zu thun?)

— „Ne japalym?“ wiederholte Moltke die ihm peinlich klingende türkische Verlegenheitsfrage. „So würdest du nicht fragen, wenn du früher meinem Rate Folge gegeben hättest. Noch ist nichts verloren, aber der Aufbruch nach Biredjik ist jetzt unerläßlich und muß auf der Stelle befohlen werden.“

Das Wort „Biredjik“ brachte den Pascha von neuem in Wallung.

„Ich will und mag aber nicht nach Biredjik,“ fuhr der türkische Starrkopf auf.

— „Frage deine Generale, ob sie ein anderes Mittel wissen, um uns aus der üblen Lage zu ziehen,“ fuhr Moltke ruhig fort, sich im Kreise unter den Anwesenden umschauend, „Mustafa-Pascha, Han-Effendi, ich bitte euch, sagt eure Meinung. Ihr habt mir

vorhin beigestimmt, seid ihr jetzt anderen Sinnes geworden?"

„Die Mollahs" — hub der Pascha an.

— „Ich bitte dich, gieb nicht Leuten Gehör, die von militärischen Dingen nichts verstehen!" warf Moltke ein; er machte ihn noch einmal auf die geringe Zuverlässigkeit seines Heeres und auf die Überlegenheit des Feindes aufmerksam und schloß warnend: „Bedenke, Pascha, daß, wenn du noch länger hier säumst, du morgen, wenn die Sonne hinter jenen Bergen untergeht, ohne Heer sein wirst! Noch einmal, gieb Befehl, Herr, zum Aufbruch nach Biredjik!"

„Nein und nochmals nein!" rief der Pascha heftig. „Nach Biredjik gehe ich nicht, eher lasse ich mich in Stücke reißen."

— „Gut denn," versetzte Moltke gelassen, „so höre denn auch meinen Entschluß! Ich werde das Gefecht mitmachen, wie jeder andere Soldat, aber meine Stellung als Müsteschar hat von Stund' an aufgehört. Ich verlange meine Entlassung."

„Du hast sie," antwortete der Pascha im ersten Verdruß. Eine allgemeine Bewegung unter den Offizieren zeigte, welchen tiefen Eindruck diese Scene auf sie machte. Moltke faltete schweigend seine Karte zusammen und wandte sich, um zu gehen.

„Moltke-Effendi!“ tönte es ihm plötzlich mit fast schmerzlichem Tone nach. „Moltke-Effendi, verlaß mich nicht in diesem Augenblicke! Wähle eine Stellung aus, wie du magst und kannst, aber mute mir nicht zu, nach Biredjik zurückzugehen!“

Moltke hatte sein letztes Mittel versucht, er mußte es aufgeben, den Starrsinn dieses türkischen Paschas zu brechen, und hielt es nur für seine Pflicht, aus den mißlichen Umständen, in die sich jener begeben, das Beste zu machen, was noch möglich war. Er wies den Truppen bei Mondenschein eine neue Stellung an, aber ohne eine Hoffnung, daß es dem Pascha gelingen werde, sich mit diesem Heere in derselben siegreich zu schlagen. —

Für den 24. Juni hatte Ibrahim-Pascha den allgemeinen Angriff auf die türkische Stellung bei Nisib beschlossen. Eine Kanonade auf der ganzen Front sollte denselben einleiten. Der Eindruck dieser Kanonade auf die türkische Armee war trotz der großen Entfernung ein bedeutender, da sieben Achtel der türkischen Mannschaften noch nie eine Kugel hatten sausen hören.

In den Maßnahmen der Führer und dem Gefechte der Truppen herrschte keinerlei Übereinstimmung. Die Infanterie feuerte in ungeheuerer Entfernung, oft aus der Kolonne, die Gewehre in die Höhe ab. Unter

dem Vorwande, Verwundete wegzubringen, entfernten sich Trupps von 4 bis 5 Mann auf Nimmerwiedersehen. Wo eine Granate in eine Kolonne einschlug, da stäubten ganze Kompanieen vorläufig auseinander. Einige Munitionswagen flogen in die Luft. Einzelne Geschütze fuhren davon, Pferde mit abgeschnittenen Strängen jagten zurück, die Mannschaften liefen hinterher, um — sie einzuholen. Ein Hauptmann fuhr mit seiner halben Batterie auf dem linken Flügel ab und davon. Hauptmann von Mühlbach, der es sah, sprengte auf ihn zu und führte ihn, indem er ihm das Pistol auf die Brust setzte, in die Schlachtlinie zurück. Die Reserve rückte hin und her, um dem Strichfeuer auszuweichen.

Hafiß-Pascha war in höchster Erregung. Seine Mollahs, auf deren Rat er vertraut hatte, waren weit zurückgeblieben. Der Mann, dessen Ratschlägen er so starrsinnigen Widerstand entgegengesetzt hatte, Moltke, hielt auf einem Hügel so ruhig wie vorher und blickte stumm und verächtlich auf das wilde Treiben ringsum.

„Ne japalym?“ wiederholte der Pascha jetzt eindringlich seine gewohnte Verlegenheitsfrage, bereit, jedem Rate zu folgen, der ihm nur einen Schimmer von Rettung aus seiner selbstverschuldet unglücklichen Lage zeigte. Aber auch der erleuchtetste Feldherr hätte in diesem Augenblicke und mit diesen Truppen der

Schlacht nicht mehr eine günstige Wendung zu geben vermocht, sie war bereits moralisch verloren. Da gab der Pascha den Befehl aus: „Alle Mannschaft soll beten und sich in Allahs Schutz begeben!“ —

Thörichte Maßnahme! — Zwar auch der christliche, der deutsche Soldat betet und befiehlt seine Seele Gott, wenn er in den Kampf geht, aber das Amen jedes deutschen Soldatengebets ist die treue und unverzagte Pflichterfüllung. Mit allem Händeringen und Anrufen Gottes würden unsere deutschen Krieger bei Gravelotte und St. Privat schwerlich den Sieg herbeigelockt haben, wenn sie nicht tapfer und todesmutig durch das Feuer der Chassepots und Mitrailleusen hindurch zum Sturme geschritten wären. Erst nachdem der Mensch treu das Seinige gethan, thut der Herrgott droben wohl noch das übrige hinzu, an dem alles gelegen, nämlich — seinen Segen.

Fast alle türkischen Bataillone standen oder knieten auf dem Schlachtfelde von Nisib mit emporgerungenen Händen, das Antlitz nach der Kaaba gewendet, und suchten mit dem Rufe „Allah il Allah!“ die Todesangst des Herzens zu beschwichtigen. Hafiß-Pascha selbst, der ein Starrkopf und ein Schwächling, aber kein Feigling war, jagte nach seinem rechten Flügel, wo die Brigaden Ismael-Paschas und Mustafa-Paschas mitten in den emporschlagenden Wogen der Flucht

noch tapfer standen. Er ergriff eine Fahne, um die Reserve gegen den Feind zu führen, aber niemand folgte ihm, die Soldaten weigerten ihrem Führer den Gehorsam. Die Sonne ging hinter den kurdischen Bergen unter. Es war eingetroffen, was Moltke vor vierundzwanzig Stunden prophezeit hatte — Hafiß-Pascha war ohne Heer.

Von einem Rückzuge war nicht die Rede, alles löste sich in wilde Flucht auf. Die Kurden — und diese bildeten den größeren Teil in der Armee des Hafiß-Pascha — wurden zu Feinden der Türken, sie schossen auf ihre eigenen Offiziere und Kameraden, sperrten die Gebirgswege und machten mehrere Anfälle auf Hafiß-Pascha persönlich. Andere Flüchtlinge warfen die Gewehre weg, streiften die lästige Uniform ab und zogen fröhlich und singend ihren Dörfern zu.

Moltke war gegen Ende der Schlacht mit seinen preußischen Kameraden von Mühlbach und Laue zusammengetroffen. Diese beschlossen nun zusammenzubleiben. Sie gelangten unter vielen Mühseligkeiten nach Malatia am Nordfuße des Taurus, wohin auch Hafiß-Pascha gegangen war.

Moltke sah seine Aufgabe in Kleinasien beendigt, er sehnte sich von Herzen nach der Heimat zurück. Daß er von dem türkischen Oberbefehlshaber, Hafiß-Pascha, in Frieden unter voller Anerkennung seiner

Verdienste verabschiedet worden, beweist das von ihm mitgenommene Abschiedszeugnis:

„Das gegenwärtige Schreiben ist ausgestellt, um der Wahrheit gemäß zu bescheinigen, daß der preußische Offizier ꝛc. ꝛc. — —, ein talentvoller Mann, der mir von der Ottomanischen Regierung beigegeben war, sich zuerst bei mir im Kriege gegen die Kurden von Dschesireh und Charsan und sodann im kaiserlichen Lager bei Nisib gefunden hat. Er hat seine Pflicht als ein treuer und tapferer Mann von Anfang seines Auftrags an bis zu diesem Augenblick gethan und sich seiner Aufträge in vollkommenster Weise erledigt. Ich bin gleichmäßig Zeuge davon gewesen, daß dieser Offizier Beweise von Mut und Kühnheit gegeben und der Ottomanischen Regierung in Treue, indem er sein Leben einsetzte, gedient hat. Demnach bin ich in allen Hinsichten mit ihm zufrieden gewesen.

Den — — — — — — —

(29. Juli 1839.)

(L. S.) gez. Mehmet-Hafiß."

In den ersten Tagen des August 1839 sehen wir Helmuth von Moltke mit seinen Kameraden von Mühlbach und Laue, zu denen sich unterwegs noch von Vincke-Olbendorff gesellte, auf dem Ritte über Tokat und Amasia nach der Hafenstadt Samsun, wo er vor

anderthalb Jahren gelandet war. Von einem Bergrücken mit prächtiger Aussicht erblickten sie vor sich das blaue, flimmernde Meer, sie brachen, wie die Xenophontischen Griechen, in ein lautes Freudengeschrei aus: „Thalatta, Thalatta!“ und jagten dann in gestrecktem Galopp zwei Stunden den steilen Hang hinunter nach Samsun.

„Der eine Schritt von Samsun auf das österreichische Dampfboot,“ schreibt Moltke, „führte uns aus der asiatischen Barbarei in die europäische Verfeinerung. In unserer zerlumpten, türkischen Kleidung, mager und abgezehrt, mit langen Bärten und türkischem Gefolge, wollte man uns erst gar nicht in die türkische Kabine lassen. Es ist nicht zu beschreiben, wie behaglich uns alles vorkam, da gab es Stühle, Tische und Spiegel, Bücher, Messer und Gabeln, kurz, lauter Bequemlichkeiten und Genüsse, deren Gebrauch wir fast verlernt hatten. Wir forderten zu allererst Kartoffeln, die wir anderthalb Jahre am schmerzlichsten entbehrt hatten und eine Flasche Champagner, um hier auf den Wellen des Schwarzen Meeres auf unseres Königs Gesundheit zu trinken.

Es war das letzte Mal, daß es Moltke vergönnt war, auf dieses Königs Gesundheit an seinem Geburtstage zu trinken (3. August 1839).

9. Daheim.
(1839—1845.)

Im Herbst 1839 trat Moltke von Konstantinopel seine Rückreise nach Berlin an, erkrankte aber unterwegs in Pest und war drei Wochen bettlägerig. Den 27. Dezember traf er in Berlin ein und erhielt von seinem Könige als Beweis der Allerhöchsten Zufriedenheit den Orden pour le mérite. Seine geliebte Mutter, die Generalin von Moltke, hatte nicht mehr die Freude, ihn zurückkehren zu sehen; sie war am 27. Mai 1837, während er noch in der Ferne weilte, entschlafen.

Moltke benutzte die für ihn jetzt eintretende Zeit der Ruhe zunächst, um die auf seinen Reisen im Orient empfangenen Eindrücke in sich zu sammeln und zu verarbeiten. Er legte die Ergebnisse seiner mit Terrainaufnahmen verbundenen Reisestudien in Kleinasien in einer Reihe von Kartendarstellungen nieder, welche einer gründlicheren Kenntnis dieses Landes Bahn gebrochen haben. Ferner gab er „Briefe über Begebenheiten und Zustände in der Türkei aus den Jahren 1835 bis 1839“ heraus, welche in den weitesten wissenschaftlichen Kreisen, namentlich auch seitens seines früheren Lehrers, des berühmten Geographen Karl Ritter, Anerkennung fanden und für den Historiker,

sowie für den Kulturhistoriker hohes Interesse haben. Ein halbes Jahr nach seiner Rückkehr aus der Türkei wurde Moltke zum Generalstabe des 4. Armeekorps nach Magdeburg versetzt.

Am ersten Pfingstfeiertage (7. Juni) des Jahres 1840 segnete König Friedrich Wilhelm III. das Zeitliche; Moltke schwur dem zweiten preußischen Könige. Bald zu Anfang der Regierung König Friedrich Wilhelms IV. schienen kriegerische Entwickelungen entstehen zu wollen, hervorgerufen durch die Ansprüche und die erwachenden Rheingelüste Frankreichs. Schon hoffte Moltke, seine im Türkenkriege gesammelten Erfahrungen in einem Rheinfeldzuge zu verwerten und das damals in ganz Deutschland mit Begeisterung gesungene Beckersche Rheinlied: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein" strategisch zu übersetzen, aber der kriegslustige Minister Thiers, welcher das französische Staatsruder führte, zog es doch vor, es dieses Mal noch nicht zum Kriege kommen zu lassen. Es blieb Friede, und Moltke dachte nun daran, in Frieden seinen Herd und Hausstand zu begründen.

Zu Itzehoe in Holstein lebte eine mit dem Engländer Sir John Heytinger Burt vermählte Schwester Moltkes und in deren Hause ihre Stieftochter, Marie Burt (geboren den 5. April 1826 zu Kiel). Diese Dame fühlte sich durch den reichen Gedankengehalt

und edlen Geist der obengenannten „Briefe Moltkes über Begebenheiten und Zustände der Türkei“ lebhaft angezogen und faßte für den Verfasser derselben, ohne ihn noch persönlich zu kennen, ein lebhaftes Interesse, welches sich noch steigerte und in warme, herzliche Zuneigung überging, als sie Moltke im Hause ihres Vaters persönlich kennen lernte. Moltke verlobte sich (1841) mit seiner Stiefnichte. Das Jahr darauf (20. April 1842) ward in der St. Laurentiikirche zu Itzehoe der Ehebund geschlossen. Alle Geschwister des Bräutigams hatten sich auf seine Bitte zu der Hochzeit eingefunden, um Zeugen seines Glückes zu sein. Auch der alte Pastor Knickebein von Hohenfelde, in dessen Hause der Bräutigam einst einen Teil seiner Kindheit und den ersten Unterricht genossen hatte, fehlte nicht. An seinem Hochzeitstage erhielt Moltke in Itzehoe den blauen Brief aus dem königlichen Kabinett mit seiner Ernennung zum Major im Generalstabe.

Noch durfte Moltke sich nicht in Ruhe der neugegründeten Häuslichkeit freuen, noch war die Wanderzeit seines Lebens nicht abgeschlossen. Schon im dritten Jahre nach seiner Vermählung ward Moltke als Adjutant zu dem kranken Prinzen Heinrich von Preußen, Oheim des Königs Friedrich Wilhelm IV., kommandiert und begab sich alsbald in Begleitung

seiner jungen Gemahlin nach Rom, wo der Prinz lebte, zum Antritt seiner neuen Stellung.

10. Fortsetzung der Wanderzeit; Rom und Paris.

(1845—1857.)

Die Stellung bei dem kranken Prinzen Heinrich ließ Moltke volle Ruhe, die Wunder der „ewigen Stadt“ zu studieren und — meistens in Begleitung seiner Gemahlin — manchen interessanten Ritt in die Campagna zu unternehmen. Er begnügte sich nicht mit dem Studium der berühmten Kunstwerke und der historischen Altertümer Roms, sondern wie er vor zehn Jahren in dem alten Pontus, in dem Lande Mithridats, des furchtbaren Römerfeindes, seinen Meßtisch aufgepflanzt hatte, so nahm er hier die Umgegenden der „ewigen Stadt“, wo Romulus und Remus einst die Anfänge des großen römischen Reichs gegründet hatten, mit dem Meßtisch und der Bussole auf und stellte die erste auf wirklicher Vermessung beruhende Karte der Umgebung von Rom, die „Contorni di Roma“, her. Ebenso legte er die Resultate seiner Reisestudien in mehreren interessanten Schilderungen nieder.

Rom und seine Umgegend sind bereits viel bereist

und viel geschildert worden; aber anders spiegelten sich die Reiseeindrücke in den Seelen der verschiedenen Reisenden. Schon die Einleitung zu einem Werke Moltkes über die Umgebung von Rom läßt uns erkennen, wie Moltke reiste und wie er die Reiseeindrücke in seinem Geiste aufnahm, wie die nachfolgende Stelle daraus zeigen möge:

„Von vielen Gegenden darf man behaupten, daß sie seit Jahrtausenden unverändert geblieben sind. Das Meer in der steten Wandelbarkeit seiner Wogen stellt sich uns in derselben großartigen Einfachheit dar, wie einst den Argonauten. Der Beduine tränkt seine Rosse und Kamele noch an den nämlichen Quellen und weidet seine Herden auf denselben grünen Flächen wie Abraham und Mohammed. Die mit Basalttrümmern überschütteten Ebenen am mittleren Euphrat bieten dem heutigen Wanderer eben den trostlosen Anblick, wie den Grenzwächtern des römischen Reiches, und viele Thäler um Jerusalem zeigen sich unserem Blicke gewiß ebenso, wie sie dem Erlöser erschienen, als er noch auf Erden wandelte. Und so erteilen wieder die Begebenheiten den Orten ihre Weihe. Daher der Zauber, der im bloßen Namen liegt. — — Wichtig für die kritische Beurteilung ist, daß eine genaue Kenntnis der Örtlichkeit die phantastischen Gemälde der Überlieferung auf ihren wahren Maßstab zurück-

führt. So ist die ältere römische Geschichte offenbar eine durch vaterländische Begeisterung ausgeschmückte Fabel. Mancher Heereszug mit Siegen und Trophäen erscheint nur noch als die Raufereien der Ackerbürger zweier Landstädte, deren Feldmarken aneinander grenzten, wenn wir den engen Raum auf den Hügeln von Antemnä und Fidenä betrachten und die Entfernung einer halben Wegstunde bedenken, die sie vom palatinischen Hügel trennt. Wer wird deshalb die schönen Schilderungen von Plutarch und Livius weniger anziehend finden? Auch die Sage knüpft sich an die Wirklichkeit, sie wurzelt in ihr und die beiden Geistesrichtungen, der Durst nach Wahrheit und die Lust am Truge, schließen sich nicht gegenseitig aus." — —

Bereits am 12. Juli 1846 starb Prinz Heinrich. Moltke erhielt den Auftrag, den Transport der Leiche des Prinzen nach Berlin zu leiten. Er ließ dieselbe an Bord der preußischen Korvette „Amazone" bringen und wählte für seine Person den kürzeren Landweg über Sevilla, Cordova, Madrid, über die Pyrenäen und durch das südliche Frankreich nach Deutschland, um in Hamburg das Schiff zu erwarten und die Leiche von hier nach Berlin zu geleiten. Moltkes Werke enthalten auch von dieser Reise interessante Schilderungen, die wir hier leider übergehen müssen.'

Da durch den Tod des Prinzen Heinrich Moltkes

Kommando in Rom beendigt war, so kehrte er jetzt nach Koblenz zurück, wo er dem Generalstab des 8ten Armeecorps zugeteilt war. Im Jahre 1848 wurde er zum Chef des Generalstabs des 4ten Armeecorps in Magdeburg, 1850 zum Oberstleutnant, 1851 zum Obersten ernannt. Im Jahre 1855 wurde er unter Ernennung zum Generalmajor erster Adjutant des Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen, des nachmaligen Kaisers Friedrich, den er auf der Reise zu seiner Brautwerbung nach England und Schottland begleitete.

Im Gefolge des Prinzen Friedrich Wilhelm machte Moltke verschiedene Reisen an fremde Höfe, nach London, Paris, Petersburg. Wir verweilen hier nur mit ihm bei dem ersten, friedlichen Besuche, den er (im Winter 1856/57) der Hauptstadt des französischen Kaiserreichs abstattete. Von dem Kaiser Napoleon III., dem nachmaligen Gefangenen von Sedan, entwirft Moltke folgendes Bild:

„Ich hatte mir Louis Napoleon größer gedacht; er sieht zu Pferde gut aus, zu Fuß weniger. Eine gewisse Unbeweglichkeit seiner Züge und der — ich möchte fast sagen — erloschene Blick seiner Augen fiel mir auf. Er sitzt meist, das Haupt leicht nach einer Seite geneigt, ruhig da, und gerade diese Ruhe, die ihn bekanntlich auch in gefährlichen Krisen nicht

verläßt, mag es wohl sein, welche den beweglichen Franzosen imponiert. Daß seine Ruhe nicht Apathie, sondern das Ergebnis eines überlegenen Geistes und eines festen Willens ist, haben die Begebenheiten gezeigt. Im Salon trägt er eine imponierende Haltung nicht zur Schau, und im Gespräche wohnt ihm sogar eine gewisse Befangenheit bei. Er ist ein empereur, aber kein König." —

Über eine Parade, die zu Ehren des Prinzen Friedrich Wilhelm stattfand, schrieb Moltke:

„Um 1 Uhr waren im Schloßhof 22 Bataillone, circa 15 000 Mann, in Parade aufgestellt. Der Kaiser ritt die Front entlang. Hierauf fand eine Ordensverteilung statt. Diejenigen, welche belohnt werden sollten, wurden vor der Front der ganzen Parade aufgerufen, und der Kaiser selbst händigte jedem seine Dekoration ein, indem er ihm freundlich die Hand drückte. Dann erfolgte der Vorbeimarsch in Divisionen zu fünfzig Rotten. Das Gewehr wurde nach der alten Art, mit dem linken Arme, aber sehr nachlässig getragen, kaum daß alles Tritt hielt. Man giebt hier nichts darauf, bei uns wären alle zum Nachexerzieren kommandiert worden. Die Divisionen riefen, wenn sie an den Kaiser herankamen, mehr oder weniger vollstimmig: „Vive l'Empereur!" — einzelne auch: „Vive l'Impératrice!" Die Kaiserin war nämlich

trotz des Regens bis zu Ende auf dem Balkon. Der Kaiser nahm übrigens von den Zurufen gar keine Kenntnis. Mich wundert, daß er sie nicht abschafft!" —

Bei der Rückreise durch das Elsaß und durch Straßburg (im Dezember 1856) erwachten in Moltke wehmütige Erinnerungen. Er gedachte, daß dieses Land und diese Stadt ehemals gut deutsch waren, bis sie durch welsche Arglist und Verrat vor 175 Jahren dem Reiche entrissen wurden. „Es war traurig," schrieb er von Karlsruhe aus, „die Leute dort deutsch sprechen zu hören und dabei sind sie gute Franzosen. Wir haben sie ja im Stiche gelassen." —

Er hatte freilich damals keine Ahnung davon, daß er selbst in kurzer Zeit berufen sein würde, an der Seite seines Königs und an der Spitze der deutschen Heerscharen die Schuld der Vorfahren aus einem früheren Jahrhundert wieder gut zu machen und das geraubte Gut zurückzunehmen.





III.

Meisterjahre.

1857—1891.

---

11. Der Chef des Generalstabs der preußischen Armee.

Je höher der Lebensberuf, zu welchem der Mensch erhoben wird, um mit den ihm verliehenen Kräften seinen Landesbrüdern, seinen Mitmenschen zu nützen, desto mehr verflechten sich seine Schicksale mit denen des großen Ganzen, dem er dient, des Vaterlandes. Dies findet besonders auf Moltke Anwendung, dessen persönlicher Ehrgeiz von seinem Eintritt in die Meisterjahre seines Lebens an ganz in dem Streben aufgeht, sein Vaterland groß und mächtig zu machen.

König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen wurde im Oktober 1857 durch einen schweren Krankheitsanfall genötigt, die Regierung seinem Bruder, dem Prinzen von Preußen, unserem nachmaligen deutschen Kaiser Wilhelm I., zu übertragen, — allerdings zunächst nur

für den Zeitraum von drei Monaten, jedoch nötigte die längere Dauer der Krankheit des Königs zu einer weiteren Ausdehnung der Regentschaft des Prinzen von Preußen für den ganzen übrigen Teil der Lebenszeit des Königs (bis 2. Januar 1861).

König Friedrich Wilhelm IV. hatte aus Liebe zum Frieden in vielen Fragen der auswärtigen Politik große Nachgiebigkeit gezeigt, um kriegerischen Verwickelungen vorzubeugen. Er war namentlich der Lösung der immer dringender werdenden deutschen Frage aus diesem Grunde aus dem Wege gegangen. Eine solche Nachgiebigkeit war von dem Prinzen von Preußen als Regenten bei seinem energischen und militärischen Charakter nicht zu erwarten. Schon die ersten Regierungsmaßnahmen des Prinzregenten hatten eine straffe Zusammenfassung der militärischen Kräfte des Staates zum Zwecke, um den drohenden Kriegsgefahren gerüstet entgegenzugehen. Dem entsprechend verfügte er auch die Besetzung der höheren Stellen der Armee.

General von Moltke wurde von seinem Kommando als Adjutant des Prinzen Friedrich Wilhelm abgelöst und vom Prinzregenten mit der vorläufigen Führung der Geschäfte als Chef des Generalstabs der Armee beauftragt (29. Oktober 1857). Das Jahr darauf (15. September 1858) erfolgte seine definitive Ernennung zum Chef des Generalstabes der Armee

und noch ein Jahr später seine Beförderung zum Generalleutnant.

Im Jahre 1859 brach ein Krieg zwischen Österreich und Frankreich in Italien aus. Preußen war bereit, an demselben zu Gunsten Österreichs teilzunehmen und hatte bereits seine ganze Armee auf den Kriegsfuß gesetzt, aber die Eifersucht Österreichs ließ Preußen nicht mehr zur Teilnahme am Kriege kommen. Österreich schloß vielmehr nach zwei verlorenen Schlachten einen übereilten, nachteiligen Frieden mit Frankreich. Der preußische Generalstab, an seiner Spitze Moltke, war mit Aufmerksamkeit dem Laufe der Begebenheiten auf dem Kriegsschauplatze gefolgt und gab demnächst ein Buch über den „italienischen Feldzug des Jahres 1859" heraus, welches von den preußischen Offizieren mit großem Eifer studiert wurde, gerade zu einer Zeit, als die Wahrscheinlichkeit eines Krieges zwischen Preußen und Österreich um die Vorherrschaft in Deutschland immer näher rückte.

Es fügte sich indessen, daß diese beiden Mächte, bevor die Auseinandersetzung mit den Waffen zwischen ihnen erfolgte, noch einmal ihre vereinten Waffen gegen einen gemeinschaftlichen Feind richteten.

Dänemark hatte die vertragsmäßigen Rechte Deutschlands in den unter der dänischen Krone stehenden deutschen Herzogtümern Schleswig-Holstein schwer

verletzt. Eine vereinigte preußisch-österreichische Armee rückte in Schleswig ein (im Februar 1864), um den Forderungen Preußens und Österreichs Geltung zu verschaffen. General von Moltke hatte den allgemeinen Plan zu den Kriegsoperationen dieser Armee entworfen, welcher auf eine Umgehung der festen Danewerkstellung bei Schleswig in ihrer linken Flanke durch eine Überschreitung der Schleibucht hinausging und von dem besten Erfolge gekrönt war. Nach dem Waffenstillstande, welcher im Mai und Juni die Feindseligkeiten unterbrach, wurde Moltke selbst als Chef des Generalstabs dem zum Oberbefehlshaber der verbündeten Armeen ernannten Prinzen Friedrich Karl von Preußen an die Seite gegeben. Die große Überlegenheit der beiden Großmächte über das kleine Dänemark konnte auf der schmalen jütischen Halbinsel nicht recht zur Geltung gebracht werden; auch behielten die Dänen aus ihren starken Stellungen auf dem Festlande immer gesicherte Verbindungen nach den Inseln. Moltke schlug deshalb die Übersetzung eines starken Corps nach der Insel Fünen vor, jedoch versagte die österreichische Regierung die Mitwirkung ihrer Truppen zu dieser Unternehmung. Es blieben daher nur der Angriff auf die von den Dänen besetzte Insel Alsen und die vollständige Besetzung Jütlands als Zwangsmittel gegen die dänische Regierung übrig.

Beide Operationen wurden nach Moltkes Vorschlag nach Ablauf des Waffenstillstands (im Juni und Juli 1864) ausgeführt und brachen in kurzer Zeit den letzten Widerstand Dänemarks.

12. Der deutsche Krieg 1866 und die Schlacht bei Königgrätz am 3. Juli.

Moltkes Feldherrnruhm gründete sich hauptsächlich auf die beiden Kriege von 1866 und 1870/71, den Krieg Preußens gegen Österreich um die Vorherrschaft in Deutschland und den Krieg des unter Preußens Führung vereinigten Deutschland zur Abwehr des französischen Angriffs. Es ist nicht unsere Aufgabe, auf die Entstehung und den Verlauf dieser Kriege hier näher einzugehen, und selbst die Beteiligung Moltkes an denselben in seiner Eigenschaft als Chef des Generalstabs an der Seite seines Kriegsherrn, des Königs Wilhelm I. von Preußen, entzieht sich zum großen Teil unserer Würdigung, weil diese gewisse kriegswissenschaftliche Kenntnisse erfordern würde, die wir — wenigstens bei dem jugendlichen Teil unserer Leser trotz allem Interesse, das sie sicher an den Kriegs- und Ruhmesthaten ihrer Väter nehmen — nicht voraussetzen dürfen. Die Führung des Feldherrn besteht ja nicht darin, daß er mit gezücktem Schwerte

die Sturmkolonnen gegen den Feind führt, etwa wie unsere jungen Helden ihre Knabenscharen in den Schneeballschlachten, sondern seine Thätigkeit ist mehr geistiger Art. Sie besteht darin, die Bewegungen der verschiedenen Heereskörper auf dem Kriegsschauplatze so zu leiten und in Übereinstimmung zu bringen, daß er zur rechten Zeit mit möglichst starken Kräften und unter möglichst günstigen Verhältnissen dem Gegner die Entscheidungsschlacht zu liefern vermag.

Während Moltke in den Pausen der eigentlichen Kriegshandlung zwischen den großen Schlägen, an den Marsch- und Ruhetagen der Truppen, in dem schnell eingerichteten Generalstabsbureau des Hauptquartiers über seinen Karten und Plänen sinnend saß, die eingehenden Meldungen prüfte und verglich, die leitenden Ideen für die höheren Truppenführer angab, Dispositionen für Marsch und Gefecht der Truppen entwarf, die Gegenstände für den Vortrag bei dem Könige ordnete, Dienstschreiben und Telegramme aller Art empfing und abfertigte, sehen wir ihn am Tage der Schlacht mit seiner Person kaum hervortreten. Alles ist vorbereitet und eingeleitet. Die Rollen sind verteilt: hier Angriff, dort Verteidigung; hier zähes Festhalten, dort stürmisches Vorwärts und Drauf, alle Bewegungen vollziehen sich planvoll und sicher, wie nach einem Gesetze der Notwendigkeit, ohne daß ein per-

sönliches Eingreifen des Feldherrn an irgend einer Stelle bemerkbar oder auch nur wünschenswert erscheint. Und derjenige, dessen Entwürfe, soeben ausgeführt, zu weltgeschichtlichen Thaten werden, hält ernst und schweigsam an der Seite seines Königs und Herrn auf einer Höhe des Schlachtfeldes, mit dem klaren, ruhig blickenden Auge, den festgeschlossenen Lippen, und keine Miene verrät es, welchen Anteil er selbst hat und nimmt an den Ereignissen, die sich hier unter seinen Augen zutragen und über die Schicksale der Welt entscheiden.

So sehen wir ihn in der entscheidungsvollen Stunde jenes blutigen Julitages bei Königgrätz nahe vom Könige auf der Höhe von Sadowa halten. Schon sind die Reihen des preußischen Fußvolks durch das österreichische Geschützfeuer stark gelichtet, schon werden hie und da in der Umgebung des Königs Zweifel hörbar, ob die erste Armee (Prinz Friedrich Karl von Preußen) nach dem vorangegangenen fünfstündigen Kampfe noch die Widerstandskraft besitzen werde, um einen energischen Angriff der vereinten Kräfte des Feindes zurückzuschlagen, — aber die Maßnahmen des Feldherrn sind bereits getroffen.

Um dieselbe Zeit, als die erste Armee unter dem Prinzen Friedrich Karl in der Stellung bei Sadowa ihre letzten Kräfte einsetzt, um sich gegen die immer

stürmischer werdenden Angriffe der Österreicher zu behaupten, sehen wir aus einer anderen Gegend, von Norden, von Königinhof her, die Heersäulen der zweiten Armee (Kronprinz von Preußen) im Vorrücken gegen die rechte Flanke der Österreicher begriffen, die hohe Heldengestalt des Kronprinzen selbst hier oder dort an der Spitze einer der Heersäulen, voll Begierde, der ersten Armee, von welcher der Kanonendonner aus der Richtung Sadowa-Königgrätz immer lauter herüberschallt, auf dem Schlachtfelde die ersehnte Unterstützung zu bringen, und ihnen mit vorgestreckter Hand den „Baum bei Horenowes" als den Punkt bezeichnend, wo auf die feindliche Schlachtordnung zu treffen ist.

Schon in der vorangegangenen Nacht hatte nämlich von dem königlichen Hauptquartier zu Gitschin aus, nachdem dort die sichere Nachricht von der Ansammlung der vereinigten österreichischen Hauptmacht auf dem linken Ufer der oberen Elbe nordwestlich von Königgrätz, welche aller Wahrscheinlichkeit nach einen Vorstoß gegen die erste Armee zu führen beabsichtigte, eingegangen war, der Generalstabschef des Königs Wilhelm, General von Moltke, im Auftrage des Königs an den Kronprinzen von Preußen zu Königinhof ein Schreiben abgesandt, dessen Hauptstelle lautete:

„Ew. Königliche Hoheit wollen sogleich die nötigen

Anordnungen treffen, um mit allen Kräften zur Unterstützung der ersten Armee gegen die rechte Flanke des voraussichtlichen feindlichen Anmarsches vorrücken zu können, und dabei sobald als möglich eingreifen.

gez. von Moltke."

In diesen wenigen Worten lag der Keim zu der wichtigsten Entscheidung des Feldzuges.

Auf der Höhe von Sadowa aber, an der Seite des Königs Wilhelm, hin und wieder das Fernglas vor das Auge haltend und nach den Hügelkuppen richtend, zwischen denen die Dörfer, welche die Hauptstützpunkte des österreichischen Zentrums und rechten Flügels bilden (Chlum, Lipa, Horenowes 2c.), sichtbar werden, hält noch Moltke mit unerschütterlicher Seelenruhe, als handelte es sich darum, das Resultat eines Rechenexempels zu ziehen.

Es ist zwischen 1 und 2 Uhr mittags. Die Schlacht ist auf der ganzen Linie zum Stehen gekommen; hinüber, herüber rollt der Donner von zwölfhundert Geschützen. Da gewahrt man auf der Höhe von Sadowa am nördlichen Saume des Schlachtfeldes lange dunkle Streifen, die sich vom Erdreiche unterscheiden.

„Es sind Ackerfurchen," bemerken einige aus der Umgebung des Königs.

„Es sind Heersäulen," erwidern andere, „denn sie bewegen sich vorwärts und ziehen sich näher und näher zusammen."

Einige Zeit später sieht man die Heersäulen der kronprinzlichen Armee in breiter Schlachtordnung sich auf dem Schlachtfelde entwickeln und unter dem Donner der Kanonen gegen die rechte Flanke der österreichischen Stellung vorrücken.

„Jetzt ist Ew. Majestät der Sieg nicht mehr zu nehmen," sagt Moltke mit leuchtendem Antlitz zum Könige, und gleichsam zur Bestätigung seiner Worte trifft die Meldung ein von der Erstürmung der Höhen von Lipa und Chlum, im Rücken des österreichischen Zentrums durch die preußischen Garden.

Da verließ der König mit Moltke seinen bisherigen Platz und sprengte mit seinem Gefolge nach den eroberten Höhen, empfangen und umwogt von dem Siegesjubel der Krieger. Der König befahl das Vorrücken auf der ganzen Linie. Der Nebel, der bis jetzt auf dem Schlachtfelde gelagert hatte, teilte sich, die Sonne warf einen goldenen Schein über das Feld, und man sah, in weitem Bogen die beiden Flügel der österreichischen Schlachtordnung umspannend, Bataillon neben Bataillon, Brigade neben Brigade, unter klingendem Spiele und dem Feuer der Tirailleurs in stetigem siegreichen Vorrücken. Unaufhaltsam wich der

Feind vor diesem gewaltsamen Andrange der preußischen Heersäulen.

Die Folgen der Entscheidungsschlacht bei Königgrätz, nämlich die Unterzeichnung der Friedenspräliminarien von Nikolsburg (26. Juli) und bald darauf der Abschluß des Prager Friedens (23. August) fallen, wieviel auch Moltke zu ihrer Herbeiführung beigetragen, doch außerhalb seiner Lebensbeschreibung.

„Ein solcher Siegeszug, wie der eben erlebte,“ schrieb Moltkes Gemahlin, Frau Marie von Moltke, am 12. Juli 1866 in ihr Tagebuch, „ist noch nicht in der Kriegsgeschichte vorgekommen. Helmuth hat sich unsterbliches Verdienst erworben durch den meisterhaften Plan, und die Armee hat ihn vortrefflich ausgeführt. Vor allem gebührt Gott die Ehre, welcher sichtlich mit uns gewesen. Er helfe auch ferner zum Siege und zum Frieden!“

Gott hat ihre Bitte erhört, er half auch ferner zum Siege und zum ehrenvollen Frieden. Aber es war Frau Marie von Moltke nicht mehr vergönnt, auch den Siegeszug der deutschen Waffen nach Frankreich zu erleben und ihren Gemahl die höchsten Staffeln des Ruhmes erreichen zu sehen. In der Christnacht 1868 riß ein tödliches Fieber sie von der Seite ihres Gatten, mit welchem sie durch länger als fünfundzwanzig Jahre in glücklicher Ehe gelebt,

dessen stilles, ernstes Wesen sie oft aufgeheitert hatte. In ihrer Scheidestunde hatte sie Gottes Segen auf ihren Gatten herabgefleht. Ihr letztes Gebet galt dem Könige.

13. Der deutsch-französische Krieg 1870 bis zur Katastrophe von Sedan; die Schlachttage von Metz, 14. bis 18. August.

Der alte Feind, unter dessen Raub- und Eroberungsgelüsten Deutschland seit Jahrhunderten zu leiden hatte, sah mit Neid und Eifersucht die wachsende Macht Preußens seit dem Prager Frieden und wollte das Werk der Einigung der deutschen Nation unter hohenzollern-preußischer Führung nicht in Frieden zustande kommen lassen. Nachdem König Wilhelm I. vier Jahre hindurch jeden Anlaß zum Kriege mit Frankreich sorgfältig vermieden hatte, wählte das Oberhaupt der Franzosen, Kaiser Napoleon III., im Sommer 1870 einen nichtigen Vorwand zur Kriegserklärung an Preußen.

Schon in der Zeit, als der Krieg noch nicht unmittelbar in Aussicht stand (im Winter 1868/69), hatte Moltke in seinem Berufe als Chef des Generalstabs der Armee und in Befolgung des alten Römerspruchs: „Si vis pacem para bellum" dem Könige eine Denk-

schrift überreicht, in welcher er die von der preußischen Heeresleitung für den Fall eines Krieges mit Frankreich zu beobachtenden Hauptgesichtspunkte darlegte.

Als nun dieser Fall wirklich eintrat, als der damalige Kanzler des Norddeutschen Bundes am 19. Juli 1870 bei seinem Eintritt in den Sitzungssaal des Reichstags den ihm zunächst sitzenden Abgeordneten die Mitteilung machte, daß ihm soeben die französische Kriegserklärung zugestellt worden sei, als da der größte Teil der Abgeordneten sich erhob und den Kanzler umringte, um den Wortlaut der Kriegserklärung aus seinem Munde zu vernehmen, da blieb der Abgeordnete von Moltke mit gewohnter Ruhe auf seinem Platze — er war „fertig."

Nach dem Schlusse der Sitzung schritt Moltke mit der kleinen inhaltsschweren Mappe, welche die oben erwähnte Denkschrift enthielt, die Linden herauf nach dem Palais des Königs, um ihm noch einmal Vortrag zu halten.

Als nächstes Operationsziel wird in der Moltkeschen Denkschrift bezeichnet: „Die Hauptmacht des Feindes aufzusuchen und, wo man sie findet, anzugreifen." Dabei wird auf die Schwierigkeit hingewiesen, welche aus der Handhabung der für den Kriegszweck erforderlichen „sehr großen Massen" erwächst, und als leitender Gedanke schon

von der ersten Bewegung an ist unschwer das Bestreben zu erkennen, die feindliche Hauptmacht in nördlicher Richtung von ihren Verbindungen mit Paris abzudrängen.

Die Darlegung der Art und Weise, wie dieser leitende Gedanke von der deutschen Heeresleitung, d. i. dem Könige Wilhelm und seinem Chef des Generalstabs, General von Moltke, unter allen Wandlungen des Krieges doch im allgemeinen festgehalten und trotz der feindlichen Gegenwirkungen bis zur Erreichung des Kriegszieles, der völligen Niederwerfung des Gegners, durchgeführt wurde, ist die Aufgabe der Kriegsgeschichte, nicht die unsere. Wenn du, mein junger Leser, — wie ich vermute — jedoch selbst einmal im Dienste des Kaisers und Reichs die Waffen führen und, nicht ermüdet durch unsere bisherige Darstellung, wenigstens den Hauptmomenten des Krieges von 1870 folgen möchtest, in denen das Feldherrngenie des Generals von Moltke besonders glänzend hervortritt, dann bitte ich dich, eine Karte zur Hand zu nehmen, auf welcher das damals französische Grenzland Lothringen dargestellt ist; du findest dieses anmutige lothringische Hügelland von einem vielfach gewundenen Flusse, der Mosel, durchströmt und siehst an demselben auf deiner Karte einen schwarzen Punkt, welcher die Stadt und Festung Metz bedeuten soll, die ehemals zum Reiche

gehörte und wegen ihrer starken und festen Mauern, die jedem Sturme trutzten, des „heiligen römischen Reiches westliches Horn" genannt wurde.

Nachdem einzelne Teile der französischen Armee bereits in dem Treffen bei Weißenburg (4. August), sowie in den Schlachten bei Wörth (6. August) und bei Spichern-Saarbrücken (6. August) geschlagen worden, sammelte sich bei Metz die französische Hauptmacht unter dem Kaiser Napoleon III., der den Oberbefehl später (12. August) an den Marschall Bazaine abgab. Napoleon schien anfänglich bereit, hier in einer festen Stellung, den Rücken gegen jene starke Moselfestung gelehnt, eine Entscheidungsschlacht anzunehmen. Nachdem jedoch Bazaine den Oberbefehl übernommen, beschloß derselbe, die französische Armee weiter westlich bis in das Lager von Chalons (auf dem halben Wege zwischen Metz und Paris), wo eine französische Reservearmee sich sammelte, zurückzuführen.

Moltkes Streben war stets darauf gerichtet, durch seine strategischen Maßnahmen und durch seine leitenden Vorschriften für die höheren Führer den Sieg in der Schlacht so vorzubereiten, daß er von den Truppen möglichst sicher und mit möglichst geringen Opfern erfochten werden konnte, und meistens waren seine Dispositionen so getroffen, daß die Truppen nicht mehr zu thun hatten, als dieselben im Geiste des Feldherrn

auszuführen, um des Sieges sicher zu sein. Andererseits fand er in den tapferen, in der Schule der Zucht und des Gehorsams herangebildeten Truppen ein zuverlässiges, nie versagendes Werkzeug für die Ausführung seiner Pläne. Sowie das Bild der Schlacht vorher seinem geistigen Auge sich vorstellte, so ward es auf dem Schlachtfelde durch die Truppen in die Wirklichkeit übertragen.

So geschah es in der dreitägigen Schlacht bei Metz (14., 16. und 18. August). An dem ersten der drei Schlachttage (14. August) wurden die französischen Corps, welche nach den Bestimmungen Bazaines über die Mosel auf deren linkes Ufer abziehen sollten, von den ihnen gegenüberstehenden Heerteilen der deutschen ersten Armee (General von Steinmetz, später von Manteuffel) angegriffen, gezwungen, Front zu machen und standzuhalten. Während dieser Schlacht (bei Colombey-Nouilly) und am folgenden Tage (15. August) ließ der Oberbefehlshaber der zweiten Armee, Prinz Friedrich Karl von Preußen, zufolge höherer Weisung einen Teil seiner Armee oberhalb Metz, bei Pont à Mousson, über die Mosel gehen, warf sich mit den übergegangenen Corps am 16. August, dem zweiten Schlachttage, dem Marschall Bazaine, als dieser seinen Abmarsch von Metz auf der Straße nach Chalons bewerkstelligen wollte, westlich von Metz bei

Mars la Tour-Vionville siegreich entgegen und hinderte seinen Weitermarsch.

Nachdem an dem Tage der Schlacht bei Mars la Tour und dem folgenden Tage (17. August) die sämtlichen Heerteile der ersten Armee — mit Ausnahme eines Corps, welches auf dem rechten Ufer der Mosel, Metz gegenüber stehen blieb — und auch die übrigen Corps der zweiten Armee auf das linke Moselufer gezogen worden waren, ging Moltkes ebenso einfacher als großartiger Plan dahin, am 18. August von den gesamten auf das linke Moselufer übergegangenen Truppen eine Rechtsschwenkung in der Weise ausführen zu lassen, daß sie mit ihrem rechten Flügel bei Gravelotte, dem linken bei St. Privat la montagne, mit der Front gegen Metz, dem Rücken gegen Paris zu stehen kamen, und den Feind so zu nötigen, die Entscheidungsschlacht westlich von Metz, Front nach Paris, Rücken gegen Metz, anzunehmen.

Diese Rechtsschwenkung der deutschen Armee war ein ebenso schwieriges als gewagtes Manöver. Schon die Leitung der Marschbewegung eines einzelnen Armeecorps, welches auf der Landstraße von der Tete bis zur Queue, das ist von den vordersten bis zu den letzten Truppen, die Tiefe eines Tagemarsches (von drei Meilen) einnimmt, hat ihre Schwierigkeiten. Natürlich marschieren die Truppen eines Corps nicht

sämtlich auf derselben Straße hintereinander — in welchem Falle es ja einen vollen Tag dauern würde, bevor ein Armeecorps sich aus der tiefen Marschordnung in breiter Schlachtfront entwickelt —, sondern sie benutzen alle für den Marsch nur irgend geeigneten Wege und sogar die von ihnen selbst quer durch das Feld gebahnten sogenannten „Kolonnenwege". Um so schwieriger ist es, ein Kreuzen oder Stopfen in den Märschen der einzelnen Truppenkörper zu verhüten. Die Schwierigkeiten steigern sich noch, wenn mehrere staffelweise nebeneinander marschierende Armeecorps — wie es hier der Fall war — eine Frontschwenkung angesichts des Feindes und zum Teil in der Schlacht selbst auszuführen haben.

Indessen der deutsche Feldherr wußte auch, was er wagte und mit wem er es wagte. Was kein französischer Marschall seinen Truppen hätte zumuten dürfen, das konnten König Wilhelm und Moltke mit dieser Armee im Vertrauen auf ihre Disziplin und bewährte Kriegstüchtigkeit, in voller Zuversicht auf den glücklichen Erfolg getrost wagen.

Die Rechtsschwenkung der Armee wurde in der That genau im Geiste und Sinne der deutschen Heeresleitung ohne Stutzen und Zögern ausgeführt, und mit ihrer Vollendung sowie mit der Erstürmung des mit seinen roten Backsteinmauern kastellähnlich auf der Höhe

gelegenen Dorfes St. Privat la montagne, welches den Hauptstützpunkt des französischen rechten Flügels bildete, war die siegreiche Entscheidung dieses dritten Schlachttages bei Metz oder der Schlacht bei Gravelotte-St. Privat (18. August) gefallen.

Das eigentliche Ergebnis der Kämpfe bei Metz konnte erst 2½ Monate später gezogen werden. Es bestand in der Kapitulation der gesamten, in Metz nunmehr eingeschlossenen Armee Bazaines und in der Übergabe der Festung Metz (27. Oktober 1870).

14. Fortsetzung und Schluß des deutsch-französischen Krieges 1870/71. Sedan und Paris.

Alsbald nach den Schlachttagen bei Metz trat an die deutsche Heeresleitung die neue Aufgabe heran, die bei Chalons neugebildete Armee des Marschalls Mac Mahon gleichfalls aus dem Felde zu schlagen und damit den letzten Widerstand zu brechen, auf welchen die Deutschen bei ihrem Vormarsche nach Paris noch stoßen konnten.

Während die Deutschen mit sämtlichen nach der vollzogenen Einschließung von Metz durch die zweite Armee unter dem Prinzen Friedrich Karl noch verfügbar gebliebenen Corps, in zwei Armeen gegliedert — nämlich die dritte Armee unter dem Kronprinzen

von Preußen und die vierte oder Maasarmee unter dem Kronprinzen Albert von Sachsen —, auf mehreren parallelen oder konvergierenden Straßen in breiter Front in der Richtung auf Chalons-Paris vorrückten, erhielt die im Lager von Chalons versammelte Armee plötzlich die Bestimmung, sich zum Entsatze der in Metz eingeschlossenen Armee Bazaines in Marsch zu setzen. Da der gerade Weg von Chalons nach Metz den Franzosen durch den Anmarsch der deutschen Heere verlegt war, so konnte Marschall Mac Mahon sich nur auf einem weiten Umwege durch das nördliche Frankreich, dann in südöstlicher Richtung an dem waldigen Bergrücken der Ardennen und der belgischen Grenze entlang marschierend, seinem Ziele Metz nähern.

Sobald General von Moltke über diesen Marsch der Armee Mac Mahons sichere Nachrichten erlangt hatte, erwirkte er vom Könige die Genehmigung zu einer veränderten Marschrichtung der beiden im Vormarsche auf Chalons-Paris begriffenen Armeen. Dieselben sollten nunmehr die Marschrichtung nach Norden durch den Argonner Wald einschlagen, um die im Vormarsche nach Südosten begriffene Armee Mac Mahons in ihre Zange zu nehmen. Die Maasarmee bildete — um bei dem einmal gewählten Bilde zu bleiben — den östlichen, die dritte Armee den südwestlichen Haken, die beiden bayrischen Corps bildeten den Angelpunkt

dieser Zange, welche noch gegen Nordwesten und Norden hin, d. i. gegen Mezières und die belgische Grenze offen war, sich aber bei dem weiteren Vorrücken der Armee Mac Mahons mehr und mehr schloß.

Durch die planmäßige Ausführung der angeordneten Bewegungen wurde die Armee Mac Mahons, nachdem ein Teil derselben bereits in der Schlacht bei Beaumont (30. August) von Truppen der Maasarmee vollständig geschlagen worden, bis unter die Mauern der kleinen Festung Sedan an der Maas gedrängt und genötigt, hier unter den ungünstigsten Verhältnissen eine Entscheidungsschlacht anzunehmen (1. September 1870).

Um die Mittagsstunde des 1. September war mit der Erstürmung eines herrschenden Bergvorsprungs in der französischen Stellung, des Calvaire d'Illy, die Umzingelung der französischen Armee vollendet, die Schlacht entschieden.

Moltke wußte bereits seit dem ersten Kanonenschuß, daß die Schlacht für die Franzosen nicht zu gewinnen war; sie kämpften nur für die Waffenehre und weil ihr tapferer Führer, Marschall Mac Mahon, mit einer Armee von hunderttausend Mann nicht ohne Kampf die Waffen strecken wollte. Der Waffenehre war genug gethan, und die auf einer Höhe bei Frénois um den König Wilhelm versammelten deutschen Fürsten

und Heerführer erwarteten das Aufziehen der weißen Flagge auf einem der Türme von Sedan. Um 4 Uhr nachmittags, nachdem die deutschen Batterieen eine kurze Zeit ihr Feuer gegen die Stadt gerichtet hatten, gewahrte man auf einem der Bastione von Sedan die weiße Flagge. Der Kanonendonner verstummte.

Bald darauf erschien auf der Höhe von Frénois ein Generaladjutant des in Sedan anwesenden Kaisers Napoleon mit einem Schreiben desselben an den König Wilhelm, in welchem er ihm seinen Degen zur Übergabe darbot. König Wilhelm forderte vor allem die Übergabe der Armee und lehnte es ab, den Kaiser persönlich zu sprechen, bevor nicht die Armee die Waffen gestreckt habe.

Noch während der Nacht wurden Unterhandlungen zwischen dem General von Moltke im Auftrage des Königs und dem General von Wimpffen, der an Stelle des verwundeten Marschalls Mac Mahon den Oberbefehl der französischen Armee übernommen hatte, geführt. Das Ergebnis derselben war, daß die gesamte französische Armee (bestehend aus einem Kaiser, 1 Marschall, 39 Generalen, 230 Stabsoffizieren, 2035 anderen Offizieren und 83000 Mann) die Waffen streckte, auch ihre sämtlichen Adler, Fahnen, Geschütze, Fahrzeuge und alles Kriegsmaterial den Siegern auslieferte.

Dieser in der Kriegsgeschichte beispiellose Erfolg war allerdings nicht durch die Schlacht allein erreicht, sondern er war durch die Maßnahmen der deutschen Heeresleitung während des vorangegangenen zehntägigen Feldzuges möglich gemacht und vorbereitet worden. So erscheint die Schlacht bei Sedan als ein Sieg des überlegenen Geistes, der sich in der Moltkeschen Kriegführung spiegelt.

Mit der Schlacht bei Sedan war aber der Krieg noch nicht beendigt. Die Umschließung und Bewältigung einer durch Armeen verteidigten Großstadt von zwei Millionen Einwohnern war die nächste Aufgabe, welche der deutschen Heeresleitung und dem Genie des deutschen Strategen von Moltke gestellt war. Die Lösung dieser Aufgabe, mit welcher zugleich die Maßnahmen zur Bekämpfung der in den Provinzen zum Entsatze der Hauptstadt aufgebotenen Volksheere sich verbanden, erforderte allerdings die klare Umschau der gesamten Kriegslage, die kluge Besonnenheit und geniale Kühnheit, welche unserm Moltke eigen waren.

Diejenigen, welchen damals die Belagerung von Paris zu lange dauerte und welche glaubten, daß ein tüchtiges Bombardement der Hauptstadt allein genügen würde, um die Sache schnell zu Ende zu bringen, hatten keinen Begriff von den Schwierigkeiten, welche schon die Herbeischaffung des kolossalen Materials von

schwerem Geschütz, Munition, Schanzzeug u. s. w. verursachte. Zu dieser Zeit ging Moltke oft ernst und schweigsam an jenem großen Festungswerke, dem Mont Valérien, vorüber, welcher seine Donnerstimme den ganzen Tag über nicht schweigen ließ, und überlegte still die Art, wie die befestigte Hauptstadt am besten, d. h. mit den möglichst geringen Verlusten an Menschenleben, zu Falle zu bringen und der Krieg am schnellsten zu beendigen war, und Witzbolde unter den Soldaten machten damals den Vers:

„Lieber Moltke, gehst so stumm
Immer um das Ding herum,
Lieber Moltke, sei nicht dumm,
Mach' doch endlich Bumbumbum!"

Aber Moltke wußte „candide et caute," klar und besonnen, wie der Schildspruch seines Wappens besagt, auch hier die Mittel zu finden, welche zum Ziele führten, und nachdem mit dem letzten Ausfall vom Mont Valérien aus die letzten Kräfte der Franzosen erschöpft waren und kein Entsatz aus den Provinzen mehr zu erwarten stand, wurde zu Versailles der Vertrag geschlossen, demgemäß die sämtlichen Forts von Paris mit allem Kriegsmaterial übergeben und von den Deutschen besetzt wurden (28. Januar 1871), ein Vertrag, welcher zugleich die Einleitung zu dem

Friedenswerke bildete, das am 1. März 1871 zum Abschlusse gelangte.

Das deutsche Heer hatte seine Aufgabe in Frankreich erfüllt. Das Vaterland rüstete sich zum festlichen Empfang seiner siegreich heimkehrenden Söhne.

Kurz vor dem Siegeseinzuge der Truppen in die preußische Hauptstadt, während dieselben noch auf dem Tempelhofer Felde ihre Aufstellung zum Einmarsch nahmen (16. Juni 1871), wurde Moltke durch ein königliches Handschreiben überrascht, durch welches er von dem dankbaren Könige zum Feldmarschall ernannt wurde.

15. Friedensjahre.
1871—1888.

Moltke hatte die höchste militärische Stellung und wohl auch die höchste Stufe des Ruhmes erreicht, der einem Sterblichen beschieden. Er hätte nun bei seinem Alter, zufrieden mit dem, was er geleistet und was er errungen, sich in den Ruhestand auf seinen Landsitz, das Rittergut Creisau bei Schweidnitz in Schlesien, zurückziehen können, welches er sich (1867) mit der ihm vom Staate als Nationalbelohnung für seine Verdienste um den Staat gewährten Dotation (von 200 000 Thalern) erworben hatte; Moltke erachtete es

jedoch für würdiger und schöner, nach allem, was er geleistet, seine Kräfte noch bis zum letzten Atemzuge dem Dienste des Kaisers und Reichs zu widmen.

Wenn es dem Kaiser Wilhelm I. — vorzüglich durch Moltkes Mitwirkung und Kriegführung — gelungen war, die größte geschichtliche Schöpfung unseres Jahrhunderts, das Deutsche Reich, als eine Schutzmacht des europäischen Friedens ins Leben zu rufen, so war der greise Feldmarschall jetzt während des Friedens unausgesetzt bedacht, diese großartige Schöpfung auch für die Zukunft gegen alle Gefahren und Anfechtungen von außen wie von innen sicher zu stellen; denn: „was wir in einem halben Jahre mit den Waffen errungen,“ so sagte er selbst, „das mögen wir ein halbes Jahrhundert mit den Waffen schützen, damit es uns nicht wieder entrissen wird!“ —

Deshalb lag Moltke auch nach dem Frieden nicht allein seinem Berufe als Chef des Generalstabs der Armee mit demselben Eifer und derselben Pflichttreue wie zuvor ob, sondern er nahm auch die Wahl als Abgeordneter zu dem deutschen Reichstage, als Vertreter des Wahlkreises Memel-Heydekrug an.

Im Sommer, wenn der Reichstag geschlossen und die Dienstgeschäfte weniger dringend waren, pflegte Moltke wenigstens einige Monate auf seinem Landsitze

Creisau zuzubringen. Es hat einen eigentümlichen Reiz, den Mann, den wir auf dem Schlachtfelde, auf der Höhe des Kriegsruhms gesehen haben, auch hier in der Stille seines Privatlebens aufzusuchen. Sowie Moltke überall lieber seine Thaten reden läßt, als selber redet, so war auch über sein Privatleben bisher im ganzen nur wenig bekannt. Erst nach dem Tode des Feldmarschalls hat auch diese Seite seines Lebens in dem von der Familie des Verstorbenen herausgegebenen Werke: „Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten des Generalfeldmarschalls Grafen Helmuth von Moltke, Berlin 1892 bei Mittler und Sohn" gebührende Berücksichtigung gefunden; wir gestatten uns, auch unser Büchlein mit Einflechtung einiger Stellen aus dem genannten Werke und zwar aus dem Kapitel: „Stillleben in Creisau" zu schmücken.

In Creisau widmete Moltke seine besondere Aufmerksamkeit der Bewirtschaftung des Gutes und erfreute sich an dem Anblicke der lieblichen schlesischen Hügellandschaft, aus welcher die dunkelbewaldeten Häupter des Zobten und der Eule hoch emporragen. Hier wanderte der Feldmarschall, ein preußischer Cincinnatus, in den Wirtschaftsräumen umher, prüfte das Korn auf der Tenne, das Vieh im Stalle, gab hie und da dem Inspektor und den Aufsehern Vorschriften und wendete sich dann nach dem Garten, dem Schlosse zu.

„Eine Hauptfreude war ihm die Anlage und Pflege des Parks. Sorgsam verfolgte er das Wachsen und Gedeihen der Sträucher und Bäume; mit großer Mühe suchte er oft den Pflanzen aufzuhelfen, die nicht recht vorwärts kommen wollten, denn in dem Zuge seiner Natur lag es, den Schwachen zu helfen, denen er auch hier seine Sorge zuwandte. Die Eiche war sein Lieblingsbaum, sie zog er in verschiedenen Arten in selbstangelegten Pflanzgärten, um sie hinauszusetzen an Wege und Steige, und obwohl er wußte, daß sie erst späteren Generationen Schatten spenden würden, stand er doch unermüdlich im Sonnenbrand, die jungen Stämme richtend, die schwachen stützend, die zu rasch treibenden beschneidend. ‚In hundert Jahren wird es hier hübsch sein,' pflegte er zu sagen, ‚und meine Nachkommen werden ihre Freude an den Eichen haben.' —

„Jahr um Jahr führte er die Anlagen weiter, immer an das anschließend, was vorher geschaffen war. — Mit 68 Jahren hatte er angefangen, die ersten Bäume zu pflanzen, und mit 90 Jahren wandelte er unter ihnen dahin, noch selber sich freuend an dem Werke, das er geschaffen. Kein Tag verging, an dem er nicht stundenlang im Freien gewesen wäre, nicht Sturm, nicht Regen konnten ihn im Zimmer zurückhalten. Oft vergaß er bei schlechtem Wetter seinen

Überrock, niemals aber seine Baumschere. Überschuhe und Regenschirm gab es nicht für ihn, aber der Stock, auf den er sich stützte, ließ sich zur Baumsäge spannen.

„Stets legte er selber Hand an, und oft setzte er seine Angehörigen in Besorgnis, wenn die Stunde des Mittagessens schlug und er nicht heimkehrte. Dann fand man ihn nach langem Suchen mitten im Gebüsch vergraben in voller Arbeit, oft ganz erschöpft von Hitze und Sonnenbrand, alles um sich her vergessend in mühsamer Thätigkeit. Oder er saß, von der Arbeit ruhend, auf einer kleinen Holzbank unter einer mächtigen Eiche und blickte mit stillem Sinnen in den Frieden der Natur hinaus. Vor ihm breiten sich die Parkwiesen aus, begrenzt von der Peile, die leise murmelnd dahinfließt, zur Rechten eingefaßt von hoher Tannenwand, während links der Blick hinüberschweift bis zum fernen Gebirge. Die Zweige der Eiche breiten ihr schattiges Dach über dem Ruhenden, und auf der grünen Fläche vor ihm spielt der Sonnenschein. Lässig sitzt er da, etwas zurückgelehnt, wie ein von der Arbeit müder Mann. Eine vornehme Grazie aber liegt über der ganzen Erscheinung. Das eine Bein ist über das andere geschlagen, die schlanken Hände halten über dem Knie gekreuzt ein rotseidenes Taschentuch, der langschößige schwarze Rock ist bestaubt,

die Krawatte verschoben, der breitkrämpige graue Filzhut zerdrückt, aber nicht auf diese Äußerlichkeiten richtet sich die Aufmerksamkeit des Herantretenden. Sie wird gefesselt von dem feingeschnittenen Profil des geistvollen Kopfes, der sich scharf von dem dunklen Hintergrund der Tannen abhebt, und von dem klaren Blick der wunderbaren, hellgrauen Augen, in deren Glanz etwas liegt von dem Blitz des geschliffenen Edelsteins.

„So konnte es kommen, daß der sonst so Pünktliche die Stunde der Mahlzeit versäumte. Hunger und Durst mahnten ihn nicht, sie waren Empfindungen, die er kaum zu kennen schien. ‚Ich habe in meiner Jugend mich so an den Hunger gewöhnt, daß ich ihn jetzt nicht bemerke,‘ pflegte er zu sagen. Mäßig in allen Lebensgewohnheiten, war er auch mäßig im Essen und Trinken.“ —

Kehrte aber Moltke von seiner Morgenwanderung und Arbeit im Parke am Vormittag zurück, dann sprangen drei muntere Kinder mit frohem Lachen dem Großohm oder „O=Papa,“ wie sie ihn nannten, entgegen. Es waren Alfred, Wilhelm und Elsa, die Kinder des Hauptmanns Helmuth von Moltke, des Neffen des Feldmarschalls, der mit seiner Gemahlin, Gräfin Moltke-Holtfeld, seine Häuslichkeit mit ihm teilte. Der „O=Papa“ hob eines der Kinder nach

dem anderen empor und führte wohl ein Weilchen scherzend und belehrend eine Unterhaltung mit ihnen, zeigte und erklärte ihnen wohl auch Bilderbücher, und er ließ sich, wenn noch einige Zeit bis zum Mittagessen übrig war, gar herbei, im Garten Haschemännchen mit ihnen zu spielen, wobei der Neunzigjährige sich noch leicht und gewandt genug in den Bewegungen zeigte, um den ausgestreckten Armen der Kinder zu entgehen.

Wir kehren mit unserem Helden nach der kurzen Erholungszeit, die er sich in Creisau gönnte, wieder nach der Hauptstadt zurück, wohin ihn seine Dienstgeschäfte und seine Obliegenheiten als Reichstagsabgeordneter riefen.

Die Wohnung des Feldmarschalls zu Berlin befand sich seit dem letzten Kriege in dem neuerbauten Generalstabsgebäude am Königsplatz. Die Namen der angrenzenden Straßen und Plätze — Roonstraße, Bismarckstraße, Herwarthstraße, Alsenplatz u. s. w. — erinnern an die Helden und Thaten aus den letzten preußischen Kriegen, und inmitten des großen Platzes, auf welchem König Wilhelm I. zu verschiedenen Malen seine siegreich heimkehrenden Truppen zu ihrem Einzuge in seine Haupt- und Residenzstadt abholte, erhebt sich, von dem Balkon und den Fenstern der Moltkeschen Wohnung aus sichtbar, die Siegessäule zum Ge-

dächtnis an die Kriege von 1864, 1866 und 1870/71, von welcher aus breite Baumgänge nach verschiedenen Richtungen den Tiergarten durchziehen.

Moltkes Wohnung in diesem Gebäude war bedeutend geräumiger und mit mehr Luxus ausgestattet, als diejenige in Creisau. Sie enthielt außer den nötigen Diensträumen, den Vortragszimmern und Versammlungssälen eine ansehnliche Reihe von freundlichen, hellen Wohnzimmern, Empfangs- und Gesellschaftssalons, sie zählte 30 Fenster Front nach dem Königsplatz und der Moltkestraße.

Aus der stattlichen Treppenhalle führte im ersten Geschosse geradeaus eine mit dem früheren freiherrlichen Wappen des Feldmarschalls und dem Wappenspruch: „candide et caute“ gekrönte Flügelthüre in ein geräumiges, dreifenstriges Zimmer. Zu beiden Seiten der Eingangsthüre standen zwei mächtige eichene Bücher- und Kartenschränke, an den beiden Ecken zwei breite offene Kamine mit hohen schweren Spiegeln darüber, in den Nischen zwischen den Fenstern zwei Siegesgöttinnen von Gyps. Ein langer, schmaler Arbeitstisch, der mit Karten und Mappen belegt ist, nimmt die Mitte des Zimmers ein. Dies ist das Arbeitszimmer des Chefs des Generalstabs, wie es auch nach Moltke durch die Pietät seiner Nachfolger erhalten worden ist. Dort jener kleine Arbeitstisch in der linken

Fensternische, auf dem einige Sprengstücke von verschossenen feindlichen Granaten aus dem Kriege 1870/71 jetzt die friedliche Bestimmung als Schriftenbeschwerer haben, hat den Feldmarschall oft bis tief in die Nacht hinein festgehalten. Dort hat der greise Feldherr gesessen und gesonnen und seine Gedanken auf das Papier geworfen über die Mittel, um dem Deutschen Reiche auch ferner den Sieg zu verschaffen über seine Feinde.

Die Lebensweise des Feldmarschalls in Berlin war außerordentlich einfach und regelmäßig. Die Vormittagsstunden von 11 bis gegen 2 Uhr waren seine eigentlichen Dienststunden. An dem Kamine stehend oder an den mittleren Schreibtisch gelehnt, den zum Lesen unentbehrlichen Kneifer in der Hand, hörte Moltke die Vorträge aufmerksam und ohne Unterbrechung bis zu Ende an und traf dann kurz und bestimmt seine Entscheidungen.

Gegen 2 Uhr, wenn das Wetter gut war, verließ Moltke gewöhnlich seine Wohnung, um einen Spaziergang durch den Tiergarten oder durch die Straßen der Hauptstadt zu machen, von keinem Menschen begleitet. Wer ihm begegnete, zog den Hut ab und grüßte ehrfurchtsvoll, die Soldaten machten Front und erwiesen ihm die vorschriftsmäßigen Honneurs, doch ließ die Art des Grußes erkennen, daß er nicht

nur dem Feldmarschall nach seinem Range dargebracht war, vielmehr sprach sich darin zugleich die Achtung und Ehrerbietung aus, die jeder Krieger für den „alten Moltke", den Feldherrn und Helden, den treuen Begleiter des Königs im Kriege und in der Feldschlacht persönlich hegte.

Oft nahmen die dienstlichen Angelegenheiten ihn auch während der Nachmittagsstunden in Anspruch. Wenn dies nicht der Fall war, so arbeitete er an seinen eigenen Werken. Alles, was er schrieb, unterzog er einer wiederholten Durcharbeitung, bestrebt, den Gedanken in noch kürzere, präzisere Form zu bringen und jedes überflüssige Wort zu vermeiden. Mit besonderer Vorliebe las er Werke geschichtlichen und philosophischen Inhalts, neben diesen solche eines gesunden kräftigen Humors.

Des Abends liebte es Moltke, wenn bei ihm Musik getrieben wurde. Gerne sah er dann Tonkünstler, wie Professor Joachim, als seine Gäste und folgte mit Aufmerksamkeit ihren musikalischen Vorträgen, die mit seinen stillen Gedanken in schöner Harmonie zusammenklangen.

Den tiefen, frommen Denker und edlen Menschen bekundet noch des greisen Feldmarschalls letzte Niederschrift von Bedeutung: „Trostgedanken über das irdische und Zuversicht auf das ewige Leben."

An den Beratungen des deutschen Reichstags nahm Graf Moltke als Vertreter des Wahlkreises Memel-Heydekrug bis kurz vor seinem Tode lebhaften Anteil.

Hier auf dem Reichstage erschien Moltke, dessen Persönlichkeit schon seinen Genossen die Erinnerung an die deutschen Großthaten von 1870/71 lebendig in die Seele rief, zugleich als ein steter und beredter Mahner, mit den Errungenschaften jenes großen Jahres, der deutschen Einheit und Freiheit, auch die Mittel, durch welche diese hohen Güter errungen wurden, nämlich vor allen die Wehrhaftigkeit des deutschen Volkes, zu wahren.

„Ein großer Staat," sagte Moltke in einer Reichstagssitzung (1874), „besteht nur durch sich selbst und aus eigener Kraft, er erfüllt den Zweck seines Daseins nur, wenn er entschlossen und gerüstet ist, sein Dasein, seine Freiheit und sein Recht zu behaupten, und ein Land wehrlos zu lassen, wäre das größte Verbrechen seiner Regierung. — — Keine Nation hat bis jetzt in ihrer Gesamtheit eine Erziehung genossen, wie die unsrige durch die allgemeine Wehrpflicht. Man hat gesagt, der Schulmeister habe unsere Schlachten gewonnen, das bloße Wissen erhebt aber den Menschen noch nicht auf den Standpunkt, wo er bereit ist, das Leben einzusetzen für eine Idee, für Pflichterfül-

lung, für Ehre und Vaterland; dazu gehört die ganze Erziehung des Menschen. Nicht der Schulmeister, sondern der Erzieher, der Militärstand, hat unsere Schlachten gewonnen, welcher jetzt bald 60 Jahrgänge der Nation zu körperlicher Rüstigkeit und geistiger Frische, zu Ordnung und Pünktlichkeit, zu Vaterlandsliebe und Mannhaftigkeit erzogen hat." — —

Ein solcher Mahner thut unserem Volke not in der mattherzigen Friedenszeit, die nach dem großen nationalen Aufschwunge von 1870 über uns gekommen ist, in welcher vielen der Friede als ein über alles zu preisendes Glück, der Krieg als ein schweres Verbrechen gilt. Im Gegensatz zu diesen Phantasten hielt Moltke den „ewigen Frieden für einen Traum und zwar nicht einmal für einen schönen Traum," weil er dahin führen würde, „die Welt in Fäulnis geraten zu lassen." — Er sah in dem Kriege ein „Element der von Gott eingesetzten Weltordnung, welches die edelsten Tugenden des Menschen zur Entfaltung bringt." So erscheint Moltke in Übereinstimmung mit den großen und edlen Geistern unserer Nation als ein Vertreter der idealen Seite des Krieges:

„Und setzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen sein!" —

Die Kriegskunst Moltkes ist auch keine Kunst, die sich studieren und dann von anderen ebenso gut aus-

üben läßt; sie beruht vielmehr auf seinem ganzen Charakter, sie ist gleichsam aus seinem innersten Wesen hervorgewachsen, und man kann Moltkes Bedeutung als Feldherr nicht gesondert von seinem allgemeinen sittlichen Wert als Mann betrachten. Das aber erscheint uns gerade als besonders groß und verehrungswürdig an ihm, daß sie vor allem auf solchen Tugenden und sittlichen Eigenschaften beruht, welche schon unseren Altvordern eigen waren und welche noch heutzutage den Schmuck und den wahren Wert des deutschen Mannes, insbesondere des deutschen Kriegers, bilden, als da sind: Gottvertrauen, fester Wille, Mut und Tapferkeit, Todesverachtung, Treue, Hingebung, Selbstverleugnung. Gerade dadurch mehr als durch seine großen Siege, die ja vor allem der gnädigen Fügung Gottes zu danken sind, ist Moltke der Held und Liebling der deutschen Nation geworden. Er gehört zu den Männern, welche das deutsche Volk unter dem Herzen getragen und groß gezogen hat; er aber hat den eigentümlichen heldenhaften Zug begriffen, der durch das Herz unseres Volkes geht, der es stählt und stärkt zu den Kämpfen, die es für die Erfüllung seines Weltberufes zu bestehen hat. So hat Moltke seinem Volke und seinem Vaterlande nur mit Zinsen zurückgegeben, was er von ihm empfangen.

Du aber, junger Deutscher, blicke empor zu diesem

Bilde eines echten und rechten deutschen Helden, richte dich auf an seiner sittlichen Größe und lerne von ihm die Grundlagen alles echten deutschen Heldentums, nämlich: Gottesfurcht, Kaisertreue, Vaterlandsliebe, Pflichterfüllung, dann wirst du, wenn auch nicht ein Kriegsheld, wie Moltke war, doch ein biederer und tüchtiger deutscher Mann werden, was ich dir von Herzen wünsche.

16. Moltke am Sterbelager Kaiser Wilhelms I. (1888.)

Moltke hatte unter drei Königen von Preußen — Friedrich Wilhelm III., Friedrich Wilhelm IV. und Wilhelm I. — gedient, von welchen der letztere seit 1871 zugleich die deutsche Kaiserkrone trug. Die längste und ruhmvollste Zeit seines Wirkens gehört dem Kaiser und Könige Wilhelm I. an. Zwischen diesem Kaiser und seinem treuen Diener hatte sich mit der Zeit ein Verhältnis gebildet, das nur etwa in dem Verhältnisse des Großen Kurfürsten und seines Feldmarschalls Derfflinger oder Friedrichs des Großen und Zietens seinesgeichen in der Geschichte findet; es war das Verhältnis einer erhabenen Freundschaft zwischen echten Männern und erscheint als die Vollendung des Ideals germanischer Männertreue, wie wir sie etwa aus dem Nibelungenliede kennen. Niemals hat ein

Diener treuer, fleißiger und selbstloser für seinen königlichen Herrn gearbeitet als Moltke; niemals ist ein König in neidloser Anerkennung dieser Verdienste, in Dankbarkeit und Liebe bewundernswerter und größer gewesen, als Kaiser Wilhelm. Moltke verehrte in seinem Könige und Kaiser Wilhelm I. nicht nur, wie jeder Preuße, jeder Deutsche, den Vertreter der Macht und Ehre der deutschen Nation, sondern er sah in ihm zugleich vermöge der Pflichttreue, mit welcher dieser erhabene Fürst unter Hingebung aller Kräfte sich seinem königlichen Berufe und seinem Vaterlande widmete, ein Vorbild aller Könige, dem mit ganzem Herzen und voller Kraft zu dienen sein Stolz und seine Freude war. Kaiser Wilhelm aber, der die Leistungen solcher Männer, die sich um ihn und um das Vaterland verdient gemacht hatten, niemals vergaß, noch unterschätzte, und welcher namentlich die Treue und selbstlose Hingebung des stillen, bescheidenen Helden für seine Person zu schätzen wußte, bewahrte ihm zeitlebens ein dankbares Herz und ein unbegrenztes Vertrauen.

Wie schwer es dem alten Moltke auch werden mochte, den Dienst dieses Königs zu verlassen, so überlegte er doch am Schlusse einer sechzigjährigen, thatenreichen Dienstzeit (1879), ob es nicht an der Zeit sei, den König um Versetzung in den Ruhestand zu bitten,

um jüngeren Kräften das Feld zu räumen. Der König kam jedoch der Einreichung eines formellen Abschiedsgesuches durch den Hinweis darauf zuvor, daß er ja noch beinahe drei Jahre älter sei, als Moltke, und doch auf seinem Posten ausharren müsse. Dagegen bestimmte er einige Zeit darauf (1880) den Generalquartiermeister der Armee, General Grafen Waldersee, zum Stellvertreter des Feldmarschalls in seiner Stellung als Chef des Generalstabs der Armee, auf welchen nun auch ein Teil der Dienstgeschäfte des letzteren überging. Dabei blieb es eine Reihe von Jahren.

Kaiser Wilhelm wurde zwar in der folgenden Zeit einigemal von Krankheitsanfällen betroffen; da aber seine kräftige Körperkonstitution dieselben glücklich überwand, so begann man bereits im Volke zu hoffen, daß auch in dem möglichen Falle eines Krieges, der ja einigemal nahetrat, Kaiser Wilhelm — wie 1870 — trotz seines Greisenalters wieder den Oberbefehl der deutschen Heere übernehmen und „Moltke-Campeadore“ ihn als erster militärischer Ratgeber in das Feld begleiten würde.

Noch an seinem letzten Geburtstage (22. März 1887) richtete der greise Kaiser an seinen Feldmarschall die nachfolgende Kabinettsordre:

„Mein lieber General-Feldmarschall!

Wenn Ich an dem heutigen Tage auf Meine

verflossenen 90 Lebens- und 80 Dienstjahre in tiefstem Dank für die Gnade Gottes zurückblicke, so richtet sich auch zugleich Meine dankbare Erinnerung darauf, daß Mir wahrlich von vielen gut gedient und treu geholfen worden ist. Ich kann heute nicht zu allen sprechen, denen Ich danken möchte, und es gehören auch viele, denen Ich heute gern die Hand drücken würde, dieser Erde nicht mehr an. Aber Ich habe das Glück, daß Sie — dessen Ich heute ganz besonders gedenke — Mir noch in derselben Stellung zur Seite stehen, die Ihnen einen großen Namen in der ganzen Welt gemacht hat, und da ist es Mir ein tiefempfundenes Herzensbedürfnis, Ihnen auszusprechen, daß Ich wohl nicht 90 Jahre alt geworden wäre, wenn Sie nicht so manche Sorge in schwerer Zeit von Meinem Herzen genommen hätten und wenn mit Ihrem Rat und Ihrer Hülfe die Fahnen Meiner Armee nicht mit dem Ruhm und den Ehren geschmückt worden wären, die Meine Lebenskraft erstarkt und Meine Lebensfreudigkeit erhalten haben.

„Mögen Sie aus der hierdurch erfolgenden Verleihung des Kreuzes und des Sternes der Groß-Comthure Meines Königlichen Hausordens von Hohenzollern mit Schwertern in Brillanten erkennen, daß es Mir an dem heutigen Tage eine besondere Freude ist, Meinem jederzeit lebendigen Dankgefühl für Sie Aus-

druck zu geben und vor allem — mögen Sie Mir und der Armee noch recht lange erhalten bleiben.

Berlin, den 22. März 1887.

gez. Wilhelm.

An den General-Feldmarschall Grafen von Moltke,
Chef des Generalstabs der Armee."

Kaiser Wilhelm hatte nur noch wenige Wochen bis zur Vollendung seines 91. Lebensjahres und Feldmarschall Moltke nur noch ein Jahr bis zu seinem 70jährigen Dienstjubiläum. Da — zu Anfang des März 1888 — wurde Kaiser Wilhelm von einem Unwohlsein befallen, welches ihn diesesmal umsomehr angriff, da seine Gesundheit schon durch die höchst betrübenden Nachrichten, die er über die Krankheit und die Leiden seines fern von ihm, in San Remo, weilenden Sohnes, des Kronprinzen, erhielt, sehr erschüttert war. Die Vorträge bei ihm nahmen zwar noch bis zum 6. März ihren regelmäßigen Fortgang, jedoch machte sich seit diesem Tage ein bedenkliches Abnehmen der Kräfte bemerkbar.

Am 8. März, nachdem der Kaiser um Mittag noch eine längere Unterredung mit dem Reichskanzler Fürsten Bismarck über die politische Lage gehabt, gingen Kräfte und Stimme allmählich immer mehr zurück; Fieberphantasien beherrschten Gedanken und Worte des

Kaisers. Die königliche Familie, der Reichskanzler, der Generalfeldmarschall Graf Moltke, der Kriegs- und Hausminister waren um das Lager des Kaisers versammelt. Gegen 5½ Uhr trat ein Augenblick großer Schwäche ein, welche das Äußerste befürchten ließ. Über alles Hoffen aber erholte sich der Kaiser. Die Leibärzte unterstützten ihn und halfen ihm, eine halbsitzende Stellung einzunehmen. Halbaufgerichtet saß der greise Heldenkaiser, gebeugten Hauptes, den weißen Bart auf die breite Brust niederhangend, auf der eisernen Feldbettstelle, welche ihm während der ganzen Krankheit als Lagerstätte gedient hatte, und ließ die treuen, blauen Augen mild und freundlich auf der Versammlung ruhen.

Dem Bette zunächst stand sein Enkel, Prinz Wilhelm, in voller Manneskraft, wie das blühende Reis neben der alten markigen Eiche, die der Sturm gebrochen hat. An ihn richtete der Kaiser mit tiefer, mahnender Stimme das Wort, gleichsam als ahnte er, daß dieser schon bald — nach einer kurzen Zwischenregierung des von schweren Leiden heimgesuchten Kronprinzen — berufen sein würde, das Erbe seines Vaters und Großvaters anzutreten. Er berührte die Bündnisse Preußens und des Reichs mit anderen Mächten, dann mögliche Kriege der Nachbarvölker und einzelne militärische Einrichtungen. „Ich empfehle Dir die

Armee," fuhr der Kaiser laut und vernehmlich fort. „Sie hat Preußens Größe geschaffen und wird immerdar zum preußischen Throne stehen." — Er hielt inne und blickte umher, als suche er jemand. „Wo ist Moltke?"

Der Gerufene, der sich bis dahin in einiger Entfernung zurückgehalten hatte, um seine tiefe Trauer zu verbergen, näherte sich, ergriff die ihm dargebotene kaiserliche Rechte und beugte sich im tiefsten Schmerz über dieselbe zum Handkuß.

„Was Sie für die Armee und für das Vaterland gethan haben, lieber Moltke," sagte der Kaiser halb zu diesem, halb zu seinem Enkel gewandt, „das werden noch meine Nachfolger Ihnen danken, — Ich vermag es nicht mehr." Er ließ die Stimme sinken, fuhr aber fort zu sprechen und rief laut einige Namen: „Sedan — Gravelotte — St. Privat," gleichsam als zöge die Erinnerung an die mit seinem alten Kampfgefährten durchlebten Feldzüge noch einmal im Geiste an ihm vorüber. Dann mischten sich wieder Fieberphantasieen in seine Gedanken und Worte. Die Umgebung zog sich von seinem Lager zurück.

Am 9. März morgens erhielt Moltke auf seine erste Frage die Antwort, daß der Kaiser zwar großenteils bei vollem Bewußtsein und auch zur Zeit frei von Leiden sei, daß aber seine Kräfte noch mehr ab-

genommen hätten und daß sein Lebensende erwartet werde. Er begab sich eiligst in das kaiserliche Palais und trat an das Totenbett des geliebten Kaisers.

Das Leben eines der größten Kaiser, die Deutschland gehabt, war abgeschlossen. Um ihn trauerte das Königliche Haus, trauerten seine Räte und Diener, trauerte das ganze deutsche Volk im Norden wie im Süden, von der Ostsee bis zum Schwäbischen Meere. Um seinen obersten Kriegsherrn trauerte das deutsche Heer mit den „guten alten Fahnen,“ in deren Schaft der Heimgegangene großenteils eigenhändig den ersten Nagel geschlagen hatte. Dem Feldmarschall aber, der wortlos an seinem Sterbelager stand, deuchte es, als ob mit diesem Leben, dem er seine besten Kräfte gewidmet hatte, ein Stück seines eigenen Lebens dahingegangen sei.

Die Genugthuung, seinem heimgegangenen Herrn das letzte Geleit zu geben, blieb Moltke versagt, denn der neue Kaiser Friedrich, welcher nach dem Eintreffen der Trauerkunde von San Remo, wo er Heilung gesucht, sofort aufgebrochen und nach der Hauptstadt zurückgekehrt war, befahl ihm mit zarter Rücksicht auf seine Gesundheit: seine Teilnahme an der Totenfeier auf die Anwesenheit im Dome zu beschränken.

17. Moltke unter Kaiser Friedrich III. und Kaiser Wilhelm II.
(1888—1891.)

„Bleiben Sie Mir, was Sie Meinem Vater gewesen sind, ein Freund, ein Vertrauter, der heldenmütige Berater zum Wohle des Heeres." —

So lauteten die ersten Zeilen, welche Kaiser Friedrich III. — bald nach seiner Rückkehr von San Remo — von Charlottenburg aus (am 12. März 1888) an den Feldmarschall Grafen Moltke richtete.

Kaiser Friedrich III., dem Moltke persönlich bereits nahe gestanden, als er ihn, den noch in Jugendfülle und Manneskraft prangenden Prinzen, auf seinen Reisen nach dem gastlichen Albion begleiten durfte, wußte die Bedeutung eines Mannes wie Moltke für die Armee und das Vaterland wohl zu würdigen, und Moltke übertrug die Liebe und Anhänglichkeit, die er für den heimgegangenen Kaiser gehegt, auf dessen Sohn und Nachfolger, dessen edle Eigenschaften und hochherzige Denkweise er kannte und ehrte. Leider aber wurde der persönliche Verkehr zwischen Kaiser Friedrich III. und Moltke beschränkt durch die fortdauernde Krankheit des Kaisers, die bald keine Hoffnung auf seine Genesung mehr ließ. Oft sah man damals in dieser Zeit den greisen Feldmarschall mit

kummervollem Antlitz von Charlottenburg und später von Schloß Friedrichskron bei Potsdam zurückkehren, wo er den todkranken Kaiser während seiner Leidenszeit besucht hatte.

Neunundneunzig Tage nach dem Heimgange Kaiser Wilhelm I. stand Graf Moltke an dem Sterbelager des zweiten Hohenzollernkaisers. Der Enkel Kaiser Wilhelms I. und Sohn Kaiser Friedrichs III. ergriff das Zepter, das ihm gebührte, mit dem kundgegebenen Willen, dasselbe zu führen im Geiste seiner Ahnen, vor allen seines in Gott ruhenden Großvaters, und das Heer schwur bei dem Geiste Kaiser Wilhelms I. dem jungen Kaiser die alte Treue.

Mit Genugthuung sah Kaiser Wilhelm II. viele von den Männern, welche dereinst seinem erhabenen Großvater mit Rat und That beigestanden, das Reich zu begründen und auszubauen, auch jetzt unter und mit ihm das Banner des Reiches hoch halten. Ihr Geist war frisch geblieben und ihr kräftiger Wille noch ungebrochen, aber die körperlichen Kräfte, mit denen sie dem Kaiser und Könige Wilhelm I. so tapfer gedient hatten, waren im Abnehmen. Das fühlte auch der achtundachtzigjährige Feldmarschall Graf Moltke, und wenn er auch dem Kaiser und Reiche freudig seine letzten Kräfte hingab, so glaubte doch der bescheidene Held, daß der junge Kaiser für

den Wirkungskreis des Chefs des Generalstabs seiner Armee jüngerer Kräfte als der seinigen bedürfe. Deshalb entschloß er sich mit schwerem Herzen, dem Kaiser sein Abschiedsgesuch einzureichen, und begründete dasselbe in seiner schlichten Weise mit der Anzeige, daß er „bei seinem hohen Alter nicht mehr ein Pferd zu besteigen" vermöchte.

Gewiß ward es dem Herzen des Kaisers schwer, dem Manne, der unter vier seiner Vorfahren sich hohe Verdienste um das Vaterland erworben hatte, nicht mehr auf dem Posten sehen zu sollen, den er zur Ehre und Freude des Vaterlandes beinahe fünfzig Jahre hindurch eingenommen hatte; er teilte die schmerzlichen Empfindungen der Armee über das Ausscheiden des hochverdienten Offiziers. Dennoch konnte er sich der Triftigkeit der Gründe, mit welchen Graf Moltke sein Abschiedsgesuch motivierte, nicht verschließen. Er erfüllte dasselbe, indem er ihn von seinem Amte entband, aber er konnte sich nicht entschließen, seinen ältesten ruhmreichsten Soldaten aus der Armee zu entlassen, sondern er wies seinem rastlos thätigen Geiste ein neues Feld zum Wirken und Schaffen für das Vaterland an, indem er ihn zum Vorsitzenden der Landesverteidigungs-Kommission ernannte (9. August 1888), in welchem Amte der Kronprinz und nachmalige Kaiser Friedrich III. sein letzter Vorgänger gewesen war.

Mit innigster Dankbarkeit sah Moltke sich durch diese gnädige Entscheidung des Kaisers in die Lage versetzt, dem Kaiser und dem Vaterlande noch ferner in einer hochehrenvollen Stellung dienen zu dürfen und widmete sich mit Hingebung den ihm aus dieser Stellung erwachsenden neuen Aufgaben. So beschäftigte er sich noch während seiner letzten Lebenszeit in der ländlichen Zurückgezogenheit zu Creisau mit dem Plane der Befestigung der unter Kaiser Wilhelm II. für Deutschland neuerworbenen Insel Helgoland.

18. Letzte Tage und letzte Ehren.

Selten ward einem Sterblichen nach einem mühe- und arbeitsvollen Leben ein so köstlicher Feierabend beschieden, wie unserem Moltke. Es war, als ob jedermann im Volke sich beeiferte, ihm noch die Dankbarkeit und Verehrung zu bezeugen, auf welche er durch sein länger als siebzigjähriges uneigennütziges und treues Wirken und Schaffen für das Vaterland sich Ansprüche erworben hatte.

Einen besonderen Anlaß, um diesen von dem ganzen Volke gehegten Empfindungen Ausdruck zu geben, bot der neunzigste Geburtstag des Feldmarschalls, 26. Oktober 1890.

Zwei Tage vorher war der Feldmarschall von

seinem Landsitze Creisau in Berlin eingetroffen und hatte zum Winteraufenthalt wieder seine Wohnung im Generalstabsgebäude bezogen.

Schon am Vorabende des Geburtstages fand eine glänzende Feier statt, deren Mittelpunkt der von der Berliner Bürgerschaft veranstaltete Fackelzug bildete. In dem endlosen Zuge der Vereine, Innungen, Klubs, welche unter den Klängen patriotischer Weisen vorüberkamen, erregte namentlich der mit sechs prächtigen Rappen bespannte sogenannte „Huldigungswagen“ Aufmerksamkeit, dessen Nahen durch germanische Krieger, in Bärenfelle gehüllt, angekündigt wurde. Auf seinem Vorderteile ruhte die mächtige Gestalt der „Kriegswissenschaft“, auf einen Löwen sich stützend, in ihrer Rechten ein Schwert, in ihrer Linken ein Buch haltend. Inmitten des Wagens saß die „Germania“ in goldenem Schuppenpanzer unter einem Baldachin von Goldbrokat, während zu ihren Füßen die an Moltkes Büste meißelnde „Kunst“, der „Handel“, die „Industrie“ und der „Ackerbau“ knieten. Krieger aller Jahrhunderte umgaben in malerischem Durcheinander den von Fackeln hellbeleuchteten Prachtwagen. Als dieser vor dem Festzelte hielt, trat der Feldmarschall aus demselben hervor. Die Germania erhob sich von ihrem Sitze, und an den Rand des Wagens vortretend, sprach

sie mit klangvoller, weithin vernehmbarer Stimme die schönen Verse von Ernst von Wildenbruch:

„Denker du in Wort und Rat,
Lenker der erwognen That,
Du, im Frieden und im Feld,
Vaterlandes Sohn und Held,
Sieh', es drängt sich dir zu Füßen
Alt und junger Krieger Schar,
Denn ganz Deutschland will dich grüßen,
Das da ist und das da war,
Daß ein Bild Dir sei gegeben,
Greifbar, wie's die Kunst verleiht,
Es gehört Dein großes Leben
Aller Zeit, nicht einer Zeit!"

Moltke nahm den grünen Lorbeerkranz, welchen die Germania ihm überreichte, mit den Worten:

„Die Germania (welche Sie so schön dargestellt haben) kann stolz sein auf ihre Reichshauptstadt, wo ein patriotischer Gedanke hinreicht, alle Bürger der Stadt zu versammeln. Ich nehme die Huldigung an für Germania und für das deutsche Volk."

Brausend erschallte hierauf der Gesang der „Wacht am Rhein".

Der folgende Tag, der eigentliche Geburtstag, brachte neue Ehren. Auf Befehl des Kaisers war das gesamte Kadettencorps aus Lichterfelde herangezogen und um 11 Uhr vormittags auf dem Königsplatze vor

dem Generalstabsgebäude aufmarschiert. Die jungen Zöglinge des Mars und der Minerva, von denen jeder den Feldmarschallstab schon — wenn auch nicht im Tornister, wie die französischen Soldaten sich rühmen, so doch — in seinem ehrbegierigen Herzen trug, sahen mit leuchtenden Augen zu dem greisen Helden empor, dessen hehres Vorbild ihnen die Wege des Ruhmes und der Ehre wies. Dieser aber schritt in Parade-uniform die Front ab, von jeder Kompanie mit einem jugendkräftigen Hurra begrüßt.

Um 11¾ Uhr fuhr der Kaiser im offenen Wagen vor dem Generalstabsgebäude vor, schritt die Front der Kadetten ab und erwartete dann unter dem Vorbau des Hauptportals die Fahnen und Standarten des Gardecorps, sowie des Kolbergschen Grenadierregiments, welche unter den Klängen des Pariser Einzugsmarsches in das Generalstabsgebäude gebracht wurden.

Nachdem der Kaiser in den Festsaal getreten war und die hier anwesende Versammlung hoher Gratulanten begrüßt hatte, wurde das hohe neunzigjährige Geburtstagskind von zwei Generaladjutanten des Kaisers abgeholt und in den Saal geleitet. Der Kaiser begrüßte darauf den sich ehrfurchtsvoll verneigenden Feldmarschall mit folgender Ansprache:

„Mein lieber Feldmarschall! Ich bin am heutigen

Tage mit erlauchten Herren und den Führern meines Heeres gekommen, um Ihnen unsere herzlichsten und tiefgefühltesten Glückwünsche auszusprechen. Der heutige Tag ist für uns ein Tag des Zurückblickens und vor allen Dingen ein Tag des Dankes. Zunächst spreche ich meinen Dank aus im Namen derjenigen, die mit Ihnen zusammen geschaffen und gefochten haben und die dahingegangen sind, deren treuester und ergebenster Diener Sie aber gewesen sind. Ich danke Ihnen für alles, was Sie für mein Haus und damit zur Förderung der Größe unseres Vaterlandes gethan. Wir begrüßen in Ihnen nicht nur den preußischen Führer, der unserer Armee den Ruhm der Unüberwindlichkeit geschaffen hat, sondern den Mitbegründer und Mitschmieder unseres Deutschen Reiches. Sie sehen hier hohe und erlauchte Fürsten aus allen Gauen Deutschlands, vor allen des Königs von Sachsen Majestät, der, ein treuer Bundesgenosse meines Großvaters, es sich nicht hat nehmen lassen, Ihnen persönlich seine Anhänglichkeit zu bezeigen. Alles erinnert an die Zeit, wo er mit Ihnen für Deutschlands Größe hat fechten dürfen.

„Die hohen Auszeichnungen, die schon mein verblichener Großvater Ihnen hat zu teil werden lassen, haben mir nichts mehr übrig gelassen, um meinen Dank Ihnen persönlich noch besonders bezeugen zu

können; also bitte ich Sie, eine Huldigung von mir annehmen zu wollen, die einzige, die ich in meinen jungen Jahren Ihnen darbringen kann.

„Das Vorrecht des Monarchen ist es, seine Fahnen, die Symbole, zu denen sein Heer schwört, die seinem Heere voranfliegen und die seines Heeres Ehre und seines Heeres Tapferkeit in sich verkörpern, bei sich im Vorzimmer stehen zu haben. Dieses Rechtes begebe ich mich mit besonderem Stolze für den heutigen Tag und bitte Sie, den Fahnen meiner Garden, die so oft unter Ihnen in manchem heißen Strauß geweht haben, bei sich Aufnahme gestatten zu wollen. Es liegt eine hohe Geschichte in den Bändern und zerschossenen Fetzen, die zum größten Teile von Ihnen geschrieben worden ist.

„Als ein persönliches Andenken von mir bitte ich Sie, dies Zeichen der Würde*), mit äußerem Schmucke

*) Bei diesen Worten überreichte der Kaiser dem Feldmarschall einen silbernen Feldmarschallstab, der mit blauem Samt überzogen ist, auf dem sich abwechselnd die goldene Kaiserkrone und der Reichsadler befinden. An dem einen Ende des Stabes ist auf weißem Email der reich mit Brillanten besetzte kaiserliche Namenszug, an dem anderen Ende in gleicher Ausführung der Reichsadler angebracht. Die Widmung lautet: „König Wilhelm dem Feldmarschall Grafen Moltke . . . Für seine Verdienste um das Vaterland am 90. Geburtstag, 26. Oktober 1890.“

versehen, als Erinnerung an den heutigen Tag annehmen zu wollen. Der eigentliche Feldmarschallstab, den Sie sich vor dem Feinde bereits im Feuer erwarben, ruht lange schon in Ihrer Hand. Dieser ist nur ein Symbol, eine Zusammenfassung alles dessen, was ich persönlich Ihnen an Achtung, Ehrerbietung und Dankbarkeit darzubringen habe.

„Meine Herren, ich bitte Sie alle, mit mir einzustimmen in den Ruf: Gott segne, erhalte und schütze unseren greisen Feldmarschall noch lange zum Wohle des Heeres und des Vaterlandes! Dem Gefühle der Dankbarkeit dafür, daß er in seiner Größe es verstanden hat, nicht allein dazustehen, sondern eine Schule zu bilden für die Führer des Heeres in Zukunft und alle Ewigkeit, die, in seinem Geiste erzogen, die Größe, Stärke und Kraft unseres Heeres ausmachen werden, geben wir Ausdruck durch den Ruf: Seine Excellenz der Feldmarschall Graf Moltke, Hurra! Hurra! Hurra!“ —

Bei dem hohen Alter des Feldmarschalls mußte man schon seit einiger Zeit, so oft ein neues Lebensjahr für ihn anbrach, darauf gefaßt sein, daß dieses das letzte für ihn sein würde. Nun hatte er dasselbe Lebensalter erreicht, wie Kaiser Wilhelm I. bei seinem Heimgange. In seinem Äußeren war eine große Veränderung nicht wahrzunehmen.

Am 24. April 1891 war Moltke ebenso munter und wohlgemut aufgestanden wie an den Tagen vorher. Um 12 Uhr mittags fuhr er allein nach dem Herrenhause. Nach der Sitzung ging er durch die Leipzigerstraße und den Tiergarten zu Fuße nach Hause.

Abends erschien er zur gewohnten Theestunde frisch und munter im Familienkreise. Nach dem Thee setzte man sich zur Whistpartie. Der Feldmarschall spielte mit einem seit kurzer Zeit aus Schweden anwesenden Gaste seines Hauses, Herrn Marcher, zusammen gegen seinen Neffen, den Major Helmuth von Moltke, und dessen Gemahlin.

Während des Spieles hielt Moltke bei dem Kartengeben plötzlich inne, legte die Karten vor sich auf den Tisch und lehnte sich in den Stuhl zurück, als ob er Schwierigkeiten beim Atmen hätte.

„Hast du Asthma, lieber Onkel?“ fragte ihn die Majorin von Moltke und er erwiderte:

„Ja, ich habe ein bischen Asthma.“

Dennoch setzte er das Spiel, nachdem sein Neffe für ihn Karten gegeben hatte, in guter Laune fort. Der Zufall hatte die Karten so gemischt, daß er noch das letzte Spiel seines Lebens mit einem „großen Schlemm“ glänzend gewann, d. h. er machte die sämtlichen Stiche. Voll scherzhaften Siegesbewußtseins rief

er seinem Gegner die von ihm öfters gebrauchte Redensart zu: „Wat seggt hei nu tau sine Süpers?“ — So sollte nämlich, nach Moltkes Erzählung, ein Dragonerregiment nach der Schlacht bei Roßbach dem großen Könige zugerufen haben, als es mit seinen eroberten Trophäen und Standarten an ihm vorüberzog. Der König hatte die Mannschaft kurz vor der Schlacht aus irgend einer Veranlassung gescholten und gesagt, das Regiment tauge nichts, die Kerle seien alle Säufer.

Nach diesem Scherzwort erhob er sich und ging in den Musiksaal, um noch einige Musikstücke zu hören, welche ein eingeladener Tonkünstler, Herr Dreßler, auf dem Flügel vortrug. Moltke ließ sich auf einem Stuhle nieder und faltete die Hände, zwischen denen er ein rotseidenes Taschentuch hielt, auf dem Schoß. Er hatte einen aufgeknöpften Militärüberrock an, und darunter eine weiße Pikeeweste; dazu trug er alte graue Zivilbeinkleider und ein paar leichte Lederschuhe; um den Hals hatte er ein grauseidenes Tuch geschlungen. Plötzlich erhob sich Graf Moltke und ging mit leisen Schritten, um den Spieler, Herrn Dreßler, nicht zu stören, in das Nebenzimmer. Sein Neffe, der Major von Moltke, folgte ihm. Wir lassen nun diesen selber reden.

„Ich weiß nicht, woher es kam,“ erzählt Major

Helmuth von Moltke (in den gesammelten Schriften und Denkwürdigkeiten), „aber ich war besorgt um ihn geworden, als ich sah, wie er mit gefalteten Händen und mit leicht vornüber geneigtem Kopfe dasaß. — — Sobald Herr Dreßler daher die kurze Melodie zu Ende gespielt hatte, ging ich, von innerer Unruhe getrieben, Onkel Helmuth nach. Er hatte die Thüre zum Nebenzimmer halb offen stehen gelassen, in dem Zimmer selbst war es dunkel. Ich stand einen Augenblick an der Thüre still und lauschte. — — Ich hörte einen tiefen Seufzer und ging nun rasch in das Zimmer. In der undeutlichen Beleuchtung konnte ich nur erkennen, daß Onkel Helmuth auf einem Stuhle saß, er hatte die Ellenbogen auf die Kniee gelegt und der Oberkörper war tief vornüber gebeugt. Ich trat rasch auf ihn zu und fragte: ‚Onkel Helmuth, fehlt dir etwas?‘ worauf er den Kopf hob und mit unendlich weicher Stimme, deren Klang ich nie vergessen werde, fragte: ‚Wie?‘ Ich bekam einen Todesschreck, faßte an seine Stirn, sie war kalt, ebenso die Hände, ich rief noch einmal: ‚Onkel Helmuth, bist du krank?‘ worauf er nicht mehr antwortete. Ich rief nach Licht und nahm Onkel Helmuths sich wieder vornüber neigende Stirne in meine Hand. Sie sank schwer in dieselbe hinein und gleichzeitig schien es mir, als ob der ganze Körper plötzlich seine Spannkraft

verlöre und in sich zusammensänke. Inzwischen hatte mein Diener Licht gebracht, ich kniete vor Onkel Helmuth nieder und fing seinen Körper in meinen Armen auf. — — Ich rief nach Marcher, der aus dem Salon herbeistürzte, wir hoben Onkel Helmuth in die Höhe und trugen ihn in unseren Armen nach seinem Schlafzimmer, wo wir ihn ins sein Bett niederlegten. — — — Einmal schien es noch, als ob das Bewußtsein ihm zurückkehren wolle. Er machte eine Bewegung, als wollte er den Kopf heben, dann wandte er denselben mit leichter Bewegung nach links, wo an der Wand des Schlafzimmers, von Palmenzweigen umgeben, das Bild seiner verstorbenen Frau hing, und während seine Augen, schon von den Schatten des Todes umdunkelt, die Züge der treuen Gefährtin seiner früheren Tage zu suchen schienen, ging still und friedlich seine Seele hinüber, um auszuruhen von der Arbeit eines einundneunzigjährigen Lebens.“ —

Vorbereitet und gerüstet war der Held und Sieger so vieler Schlachten auch seinem letzten Kampfe entgegengegangen, wohl wissend, daß er nach Gottes Ratschluß erliegen müsse in diesem Kampfe, aus dem ihn der allmächtige Herr der Heerscharen abberief zum ewigen Frieden.

Kaiser Wilhelm, der gerade in Thüringen weilte, brach, sobald der Telegraph ihm die Trauerkunde zu-

getragen, schmerzlich bestürzt, nach seiner Hauptstadt auf und eilte in das Trauerhaus.

Da lag der Heimgegangene, friedlich und still, auf hohem Aufbau, in gelblich weißem Sarge, auf weiße Atlaskissen gebettet, in dem düsteren, nur matt durch Kerzenlicht erleuchteten Raume. Zwei Stabsoffiziere zu Häupten, zwei Hauptleute zu Füßen hielten zu beiden Seiten des Sarges mit gezogenen Degen unbeweglich die letzte Ehrenwacht vor der Leiche des Helden.

Tief erschüttert blickte der Kaiser in das starre Antlitz des treuen Helden. Schmerz und Trauer wollten den jugendstarken Herrscher schier niederzwingen. —

Dann kam am 28. April, einem schönen sonnigen Frühlingstage, die Trauerparade und das letzte Ehrengeleite des verstorbenen Helden nach dem schlesischen Bahnhofe, von wo die Leiche am folgenden Tage nach Creisau übergeführt werden sollte.

Während die Ritter des hohen Ordens vom Schwarzen Adler, an ihrer Spitze der Kaiser, die königlichen Prinzen und die in Berlin anwesenden deutschen Fürsten sich in dem Trauersaale versammelten, um die Leichenrede des Feldpropstes zu vernehmen, stellten sich auf dem Königsplatze die Truppen des Gardecorps zu den letzten militärischen Hon-

neurs spalierbildend auf. Der Trauerzug nahte, die gedämpften Trommeln klangen, trauernd neigten sich die Fahnen. —

„Fahnen, gute alte Fahnen,
Die ihr ihn so oft begleitet
In und siegreich aus der Schlacht,
Rauschet ihr nicht in den Lüften
Traurig, daß euch Stimm' und Sprache,
Daß euch eine Thräne fehlt?" — —

Der Trauerzug geleitete den toten Feldherrn um die Siegessäule auf dem Königsplatz, dann zum Bahnhof, wo die sterbliche Hülle des Helden bis zum anderen Morgen im Kaisergemach aufgebahrt blieb. —

Wenige hundert Schritte von dem Schlosse Creisau entfernt, am Saume des Parks, erhebt sich ein mit sorgfältig gepflegten Ziersträuchern bepflanzter Hügel und auf seinem Gipfel ein kleiner, tempelähnlicher Bau. Graf Moltke hatte den letzteren nach seiner eigenen Zeichnung in einfachen edlen Formen über der Gruft seiner verstorbenen Gemahlin aufführen lassen und besuchte diese Stätte bei seiner Anwesenheit in Creisau fast täglich.

Hier ruht er nun in einsamer Stille an der Seite seiner langjährigen, treuen Lebensgefährtin. Ein mattes Licht dringt durch die blauen Scheiben in das Innere

der kleinen Kapelle und umspielt die beiden Särge. Um die Thüre und bis über das Dach hinweg schlingt eine Kletterrose ihre üppigen Ranken. „Tausende weißer Blüten und Knospen winken herab in duftender Pracht und umschließen wie die Verheißung neu erstehenden Lebens die stille Stätte des Todes.“ Zu Häupten der beiden Särge erblickt man die Gestalt des Heilandes, welcher die Arme, gleichsam segnend, erhoben hat, und an der Decke leuchten die Worte der Schrift: „Die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung.“

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

